Friedrichs des Großen Schrift über die Deutsche Litteratur

Von

Bernhard Suphan.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1888.

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.

Herman Grimm

gewidmet

zum 6. Januar 1888.

Zu dem Tage, der Ihre Freunde glückwünschend um Sie versammelt, sende ich Ihnen einige Blätter, die Ihnen nicht unbekannt sind, in dieser Gestalt aber neu. Als ich sie zum ersten Male schrieb, ahnte ich nicht, daß unsere Nachbarschaft, die so manches Jahr mir wohl gethan, je ein Ende nehmen, und daß die Stätte, an die ich in Gedanken mich versetzte, jemals meine Werkstätte werden sollte. Als Nachbar aber reiche ich ja auch von hier aus Ihnen die Hand zu Gruß und Glückwunsch; wirkend in dem, was uns gleicherweise nahe steht, darf ich mich Ihnen nahe fühlen zu jeder Stunde.

„Und so fortan!"

Ihr

Goethe-Archiv,
Januar 1888.

Bernhard Suphan.

Inhalt.

Dichter und König.

Als im Frühjahr 1885 die Nachricht sich verbreitete, Goethes handschriftlicher Nachlaß, durch letztwillige Verfügung des letzten Nachkommen des Dichters in den Besitz der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen gelangt, werde der Forschung erschlossen werden, da gab es ein Fragen und Wünschen und Erwarten wie selten. Briefe der Frau von Stein an Goethe wünschten sich die Belauscher und Verfolger „berühmter Liebespaare", die von dem so sorglich verhüllten, so emsig umspähten Geheimniß jener Liebe auch das noch wissen möchten, was doch am wenigsten wissenswerth ist; die ältesten Scenen des Faust, Egmonts und Tasso's erste Gestalt hofften ernstere Schatzgräber aufzufinden; nächst alle dem war man gespannt auf die Schrift über die deutsche Litteratur. Aber so viel unverhoffte Entdeckungen auch bei erster Durchsicht des Goethe-Archivs gemacht wurden, so reich und unerschöpflich sein Inhalt sich erwies, gerade nach den so lange begehrten Stücken war das Suchen ver-

geblich. Man ergab sich ungern darein, sie für immer verloren zu geben. Doch nicht ein Jahr verging, und es tauchte anderwärts, wo niemand ihn vermuthet hatte, der älteste Faust auf. Wie sollte sich nicht an der Freude über diesen von glücklichster Hand gehobenen Schatz die Hoffnung beleben, daß die Gunst des Zufalls uns noch manches bescheren werde, was wir jetzt vermissen? Ich hege diese Hoffnung, nicht ohne allen Grund, insbesondere bezüglich der „Deutschen Litteratur".

„Früh dicktirt an der Literatur" steht in Goethes Tagebuch eingetragen am 6. Januar 1781; „früh viel dicktirt" am 7ten. Es war die Antwort, welche Goethe auf Friedrichs des Großen einen Monat zuvor erschienene Schrift De la littérature allemande zu ertheilen beabsichtigte, ein Manifest aus Weimar über und wider das Manifest aus Potsdam. An Nachrichten zur Geschichte des kleinen Werks fehlt es uns nicht. Wenn im Tagebuch weiterhin notirt ist: „Bis d. 16. immer anhaltend beschäfftigt und ohne Rast fort gearbeitet, in allem", so dürfen wir in erster Reihe an die begonnene Schrift denken; „es häuft sich hier wieder so viel", heißt es erläuternd in einem Briefe vom 18. an den Herzog, „und ich möchte doch auch wider des Teufels List und Gewalt die Literatur aufs Trockne bringen". Am 25. an denselben: „Gestern Abend habe ich, während des Concerts bei der Herzogin, auf der Göchhausen Stube gesessen, eine

Flasche Champagner ausgetrunken und der Literatur aufgeholfen. Nun ist wieder Hoffnung, daß das Werk vollendet werden wird". So laufen die Angaben noch durch den Februar, nun in den Briefen an Frau von Stein (18. 19. Februar).

Wir entnehmen daraus, daß Goethe eine Form gewählt hat, die, weit beliebter als heute, noch unlängst von Lessing mit höchster Meisterschaft in den Freimaurergesprächen gehandhabt war. Vom Inhalte aber sagen uns diese Notizen kaum so viel, daß sich eine annehmbare Vermuthung daran knüpfen ließe. Mittelbare Quellen müssen uns dazu verhelfen, uns eine Vorstellung darüber zu bilden. Dies wird im Verfolg versucht werden; zunächst drängt sich eine allgemeine Betrachtung auf.

Der Dichter mißt sich mit dem Könige. In einem Epigramm aus Venedig, das erst jetzt bekannt geworden, hat Goethe den Dichter dem Eroberer zugesellt. „Tadelt nicht den Dichter, der auch wie ein Eroberer denkt." Wenn wir jetzt ihn mit Friedrich zusammenstellen und so die beiden Einzigen wie auf einer Basis betrachten, so thun wir nur, was Goethe selbst gethan hat, indem er in den „Zahmen Xenien" die Frage „Warum ich Royaliste bin?" mit keckem Wortspiel also löst:

Das ist sehr simpel:
Als P o e t fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;

Mußt' aber alles selber thun,
Konnt' niemand fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was sagen.

Poet und König — das Paar hat, auch ohne dies Persönliche, für unsere Litteratur etwas Bedeutsames. Wir verlieren uns nicht von unserem Wege, wenn wir dieser Vorstellung etwas weiter nachgehen. Das Wort

Es soll der Sänger mit dem König gehen!

ist aus Weimar in die Welt gedrungen, und es war ein Dichter von königlichem Gemüth, der es ergehen ließ. Es knüpft sich eine säculare Betrachtung daran. Wir erlebten es, wie bei der glänzenden Feier, mit welcher die hundertste von der Akademie der Künste veranstaltete Ausstellung sich eröffnete, der nationalen Kunst und ihren Vertretern der Ehrengruß aus kaiserlichem Munde geboten ward. Wenn dieser Ehrengruß huldigend zugleich des großen königlichen Ahnherrn gedachte, so versetzte man mit eigenen Gefühlen sich zurück in eine Zeit, deren Losung es war, Verkennung an höchster Stelle zu überwinden, Achtung zu erkämpfen, in jene Epoche hochgemuthen Aufstrebens, auf welche Schiller mit stolzem Selbstbewußtsein hinweisen durfte:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst. — —

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne,
Ging sie schutzlos, ungeehrt — —

Worte, in denen eine förmliche Erwiderung zu liegen scheint auf Friedrichs Sätze: Des Augustes feront des Virgiles und Que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Hiergegen setzt Schiller sein „Rühmend darf's der Deutsche sagen: Selbst erschuf er sich den Werth". An den Katafalken, die auf deutschen Bühnen zu Ehren Lessings errichtet wurden, ist dieser Künstlerstolz zuerst zum Worte gekommen. „Er war ein König, und bei Königen verdiente er zu ruhen", dies Leitwort, in Berlin auf der Döbbelin'schen Bühne ausgegeben, wurde wiederholt, wo man den Todten feierte[1]). Lessing war der Mann, der „sich selbst den Werth erschaffen hatte", an ihm und mit ihm wurde man sich des eigenen Werthes bewußt. Er hatte die Franzosen aus dem Felde geschlagen; unter seiner Fahne wehrte man sich gegen die Zumuthung des Königs, sich noch 1780 von den Franzosen Gesetze geben, Manier lehren zu lassen. Erst als unsere Kunst ihre klassische Höhe erreicht hatte, konnte man auch der Art und Kunst der „Franken" wieder gerecht werden, so Schiller in den schönen Strophen zu Goethes Bearbeitung von Voltaires „Mahomet". Er selbst fühlte sich den Franzosen für manche Anregung verpflichtet; es ist ein merkwürdiger Zufall, daß eben jenes Wort vom

„Sänger und König“ an Verse eines französischen Dichters erinnert, ja daß es wohl durch diese Verse auch in seiner Form bestimmt ist, so viel edler auch im Ausdruck und zumal in der Gesinnung das ist, was Schiller seinen König Karl (Jungfrau von Orleans I., 2.) sagen läßt. Die französischen Verse lauten:

Les rois, les troubadours sont en correspondance,
Et la gloire établit cette société:
Pour donner aux talents l'éclat, la récompense,
Les rois ont l'intérêt de l'immortalité.[2])

Sie (die edlen Sänger) flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,

sagt Schiller, und bei ihm schwebt das Alles, frei von jedem éclat und intérêt, in einer höheren Sphäre.

Wie eben noch in der Zeit, als Friedrichs Schrift erschien, Dichter und König zu einander standen, wie schroff das Selbstbewußtsein des Schriftstellers sich dem Könige entgegenstellt, das zeigt sich in einer, wie es scheint, nur Wenigen bekannten Aeußerung Lessings. Sie steht in einer seiner letzten gelehrten Arbeiten, der Fortsetzung seiner Untersuchung „Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“ (1781, nach Lessings Tode veröffentlicht). Auf eine Bemerkung des Herausgebers jener Fabeln, des Schweizers Bodmer, der die Zeit vor Kaiser Friedrich II, dem Hohenstaufen, als das blühende Alter

der schwäbischen Poesie bezeichnet hatte, entgegnet er, daß jenes „Alter" ihm überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen „siècles" geformt zu sein scheine. „Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kayser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet." Die Parallele hat etwas Bewußtes, Absichtliches, und die Aeußerung überhaupt ist nicht frei von persönlicher Bitterkeit; aber sie ist und bleibt bezeichnend. Durch Lessings „Gleichwohl" ist Kant nicht abgeschreckt worden, vom „Zeitalter Friedrichs des Großen" zu reden, und Goethe hat, wenn er den Ausdruck nicht gebraucht hat, doch die Berechtigung desselben klar gelegt in den oft angeführten Worten seiner Selbstbiographie (Buch VII): „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." In gleichem Sinne weiß schon Justus Möser in seiner kernhaften, freimüthigen Entgegnung auf Friedrichs Schrift von einer Förderung der nationalen Litteratur durch Friedrich zu berichten. „Unser historischer Stil" — sagt er in seinem Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur 1781 — „hat sich in dem Verhältniß

gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werther gemacht hat.“ Wenn Lessing mit vollem Rechte Alles, was man persönliche Gönnerschaft nennen mag, in Abrede stellt, so hat er doch jenes größere Verdienst, das Friedrich sich durch seine Thaten erworben hat, wohl zu keiner Zeit verkannt; ist er sich doch sonst zu keiner Zeit untreu geworden. Ueber Friedrichs Schrift hat er sich nicht mehr ausgesprochen, und ich finde in den Briefen aus seiner letzten Zeit keine Andeutung, daß er sich mit ihr beschäftigt hat.

Diese Schrift, zu deren Betrachtung wir uns nun wenden, in den letzten Novembertagen 1780 erschienen (schon am 2. Dezember brachte die „Haude- und Spener'sche Zeitung“ eine Besprechung) hat den Titel: De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Eine deutsche Uebersetzung erschien gleichzeitig. Die Form ist die eines Schreibens an den Minister von Hertzberg; Gespräche, die der König mit ihm im Jahre 1779 gepflogen hatte, haben den letzten Anlaß gegeben, aber ihrem Gedankengehalt nach ist sie weit älter: il y a longtemps, sagt Friedrich, que dans mes heures de loisir j'ai réfléchi sur ces matières [3]).

Ueber Inhalt und Gang der Darstellung orientirt uns der nach der Weise der Zeit weitläufige Titel. Von der Fülle dessen, was auf den achtzig kleinen

Oktavseiten vorgetragen wird, läßt sich durch ein Referat schwerlich eine zulängliche Vorstellung geben. Gewöhnlich hat man einige Absonderlichkeiten herausgegriffen, wie daß der König, um den Klang der deutschen Sprache zu heben, vorgeschlagen habe, statt „sagen, geben, nehmen" auszusprechen sagena, gebena, nehmena. Man wiederholt das Verdammungsurtheil, das er über die „abscheulichen" Dramen Shakespeares fällt — ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada — und über die berühmteste Nachahmung derselben, Goethes „Götz". Voilà un Goetz de Berlichingen qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Man rügt es immer wieder, daß Friedrich — von vereinzelten Erscheinungen späterer Zeit, wie eben „Götz", abgesehen — seine Urtheilssprüche gründe auf einen Zustand unserer Litteratur, wie er ihn als Kronprinz und allenfalls noch in seinen ersten Regierungsjahren kennen gelernt; und der ja allerdings sehr dégoûtant für ihn habe sein müssen; man findet es unbillig, ja ungeheuerlich, daß er von dem in den letzten dreißig Jahren gemachten Fortschritt keine Kenntniß genommen. Es läßt sich vieles darauf erwidern, und manches, was in jener Zeit selbst mit Fug erwidert ist, wird im weiteren Verfolg mitgetheilt werden. Hier nur so viel, nicht im Sinne einer Vertheidigung (die ganz

überflüssig wäre), sondern zur Erklärung. Daß der König an einen raschen Fortschritt, eine schleunige Erhebung nicht glauben mochte, war so ungeheuerlich nicht; die französische Litteratur, in der er lebte, stand ja auch seit einem Menschenalter still. Auch war — noch im Jahre 1780 — der Zustand unserer Litteratur, in der Breite betrachtet, so ruhmwürdig nicht. Wir hatten ein halbes Dutzend treffliche und gute Prosaschriftsteller, im Durchschnitt aber, in der großen Masse, die auf den Markt kam, war kein sonderlicher Fortschritt zu spüren; breit, langweilig, unbeholfen, über die lateinische Drehbank gezogen, das ist der Eindruck, den man von den meisten Schriften empfängt. Das Entscheidende aber ist: niemand, auch der Größte nicht, entzieht sich den Eindrücken, die er in den Jahren der Bildung empfangen; niemand, auch der Größte nicht, kann aus dem Banne seiner Zeit heraus. Der größte Sohn seiner Zeit, ist Friedrich doch immer ein Sohn des Zeitalters der Aufklärung. Was will in diesem Betracht jenes sein abschätziges Urtheil über den „Götz von Berlichingen" besagen in Vergleich mit der Thatsache, daß er da, wo er (gegen Ende der Schrift) die großen Vertreter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft aus früherer Zeit aufzählt, einen Erasmus, Melanchthon, Otto Gericke, Leibniz, Haller — Luthers Namen in dieser Reihe ausläßt? Es fehlte dem Freunde Voltaires für Luthers Größe der Maßstab; in einem Briefe an Voltaire nennt er

Luther und Calvin (ich entnehme das der trefflichen Schrift Eduard Zellers „Friedrich der Große als Philosoph“), so sehr er auch ihre Verdienste um die Befreiung der Staaten vom römischen Joche anerkennt, „pauvres gens d'ailleurs“. Es mußte die Zeit unseres nationalen Aufschwungs, das protestantische Kaiserthum mußte kommen, um Luther's Größe ganz zu würdigen, von der in jener Zeit nur einer die rechte Vorstellung gehabt hat: Herder, indem er (1792) Luther im weitesten Sinne und vom rein Theologischen absehend, als „Lehrer der deutschen Nation“ feierte.

Auch der kleinen und doch so bedeutenden und gehaltreichen Schrift Friedrichs gegenüber ist eine solche Betrachtung wohl am Orte. Ohne Anmaßung darf man behaupten, daß ein an der Geschichte und Litteratur seines Volkes geschulter Geist heute dieses Büchlein besser zu beurtheilen im Stande sei, als die Zeitgenossen und selbst ein Goethe vor hundert und etlichen Jahren. Besser, das heißt zunächst unbefangener. Irrthümer und Willkürlichkeiten, welche den Mitlebenden ins Auge fielen, wohl gar empfindlich ins Auge schlugen, berühren uns wenig. Uns erscheinen die Hauptlinien deutlicher; das Verzeichnete, meist nur Nebensächliches, verschwindet bei unserem ferneren Standpunkte, es verblaßt, sofern es nur Temporäres betrifft. Und wir legen hinein, was sich im Laufe eines Jahrhunderts erfüllt hat. Wir verübeln es dem Könige nicht so sehr, daß er von Klopstocks Messias

nichts hat wissen wollen; wer, offen gestanden, hält es denn jetzt noch in diesen hexametrischen Predigten eine Stunde lang aus? Uns kränkt es nicht, daß alle die „Barden Friederichs" ungehört von ihm ihre Leier gerührt haben; sie sind uns längst, samt ihren Leiern, was sie dem Helden waren — schwirrende Schatten der Unterwelt.

Wenn ein bedeutendes Werk sich dadurch ausweist, daß es Aufgaben stellt, an denen Menschenalter zu arbeiten haben, daß es Stäbe aufrichtet, an denen ein folgendes Jahrhundert sich mißt, daß es Zukünftiges mit Weissagerblick vorausnimmt: so ist Friedrichs Buch ein bedeutendes Werk. Obendrein noch darin, daß es vielen Kleinen zu thun giebt und zu thun gegeben hat — „wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun" — die Kärrner nicht nur, sondern auch die Ausputzer, die Berichtiger und Nachträger. Ein königliches Werk voll großer Gesichtspunkte. Praktisch greift Friedrich die Sache an, überall die Möglichkeit der Ausführung erwägend. Mit der Sprache, ihrer Hebung und Ausbildung, beginnt er, mit der Sprache schließt er: die Sprache der Gebildeten klären und veredeln, heißt der höheren Litteratur den Weg ebnen. Die Schule, Gymnasium und Universität, ist hierzu die Werkstätte, die alten Klassiker, Griechen noch mehr als Lateiner, die auserwählten Werkzeuge. Fast überall dringt er auf Besserung, auf eine geistigere Methode des Unterrichts; nur die

Mathematiker bleiben ungeschoren, und mit den Theologen will er sich diesmal nicht einlassen. Am schärfsten faßt er die Philologen (Rektoren und Lehrer), die Historiker und die Juristen an. Beiläufig — denn mit der Besserung der Litteratur hat doch die Heilkunde nichts zu schaffen — bekommen auch die Schüler des Galenus einen Streich. Je suis encore indécis sur la médecine, si elle est un art ou si elle n'en est pas un; und seinen guten Freunden will der König gerathen haben, im Bedürfnißfalle sich lieber an einen alten Praktikus zu halten, der schon etliche Kirchhöfe bevölkert habe, als an einen jungen Schüler von Hoffmann oder Boerhave, qui n'a tué personne — mancher wird auch heute noch so denken und seinen guten Freunden so rathen.

Vor allem aber ist auch heute noch zu beherzigen, was der König über den höheren Unterricht, über die Bildung der Jugend sagt. Einen Mann der That über den Unterricht und dessen Ziele sprechen zu hören hat ja immer einen eigenen Reiz, und sein Wort ist oft mehr werth als ganze Stöße von Lehr-, Streit- und Schutzschriften, welche von den Theoretikern des Unterrichts zu Markte gebracht werden. Was Friedrich dem Geschichtsprofessor einschärft: „er wird sich nicht darauf beschränken, Fakta im Gedächtnisse seiner Schüler anzuhäufen, sondern darauf hinarbeiten, ihr Urtheil zu bilden (hauptsächlich auf dem Wege vergleichender Betrachtung), ihre Denkweise zu berichtigen,

ihre Gesinnung zu veredeln, was denn allen unverdauten Kenntnissen, mit denen man die Köpfe vollstopft, vorzuziehen", dies mag sich noch mancher andere Professor gesagt sein lassen — und weiterhin das dem Juristen zunächst zugerufene Wort: Monsieur, nous ne sommes plus dans le siècle des mots, nous sommes dans celui des choses. Dies Wort enthält sicherlich im Sinne des Königs auch die Norm für den Betrieb der alten Sprachen, deren Kenntniß er — er wird nicht müde, es zu sagen — für ganz unerläßlich hält. Daß er dabei nicht an einen peinlich grammatischen Betrieb denkt, braucht kaum gesagt zu werden: Lektüre, geschmackvolle Uebersetzung in die Muttersprache ist ihm die Hauptsache. Was nach Friedrichs Meinung unerläßlich ist für die höhere Bildung — und nach Goethes und Herders nachdrücklich erklärter Meinung nicht minder — das sollte man doch nicht so leichtherzig in Frage stellen, wie es in der Gegenwart wieder einmal geschieht. Hat Friedrich geirrt mit seinem Glauben an die Alten, so auch Goethe, der eben damals (1779) mit seiner Iphigenia den Weg ins Land der Griechen eingeschlagen hatte, und Schiller, dessen „schaffendes Genie sich zu immer höhern Höhen schwang", seitdem er auch als Künstler sich den Göttern Griechenlands und ihrer „schönen Welt" zugewandt hatte.

So viel auch der König auszusetzen findet am Erziehungswesen und an der Litteratur, er ist keineswegs

ein tadelfroher Verkleinerer. J'aime notre commune patrie — mit diesen Worten hebt er an — autant que vous l'aimez, et par cette raison je me garde bien de la louer avant qu'elle ait mérité ces louanges. Er enthält sein Lob vor als ein Pädagog, als ein „Führer zum Bessern". In Geibel's schönem Gedichte, welches uns auf die Terrasse von Sanssouci führt — wir glauben hinzuschreiten durch jene „welschen Taxushecken" und Laubengänge, „so regelrecht geschnitten, als wären's Verse Boileau's", wir folgen und stehen vor ihm, dem königlichen Greise mit den blitzenden Augen, „der sinnt und sitzt und schreibt" — in diesem Gedichte, das uns mit dem Zauber der Wirklichkeit gefangen nimmt, will mir, nach frischer Lesung unseres Büchleins, nur ein Zug nicht mehr so einleuchten wie sonst:

> Er murrt: O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
> Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!

Von diesem schmerzlichen Murren spürt man in der Schrift nichts. Vielmehr ein stolzes Vertrauen, eine frohe Zuversicht, gegründet auf eine klare Anschauung der Vergangenheit. Nach jener Aufzählung von Deutschlands großen Geistern folgt das Wort: „Der Boden, der diese großen Männer hervorgebracht hat, ist noch keineswegs erschöpft und könnte deren noch sehr viele aufsprießen lassen." Und im Prophetentone geht es weiter: „Wir werden unsere klassischen Schrift-

steller bekommen; jedermann wird, um von ihnen Gewinn zu ziehen, sie lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß unsere geglättete und vervollkommnete Sprache, dank unsern guten Schriftstellern, sich verbreitet von einem Ende Europas bis zum andern. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht da, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir, das zu hoffen. Ich bin wie Moses; ich sehe das gelobte Land von ferne, doch ich werde es nicht betreten." Er sagt sich, eine Weile wird es noch dauern, ehe die Frucht reift. Es ist ein innerer Prozeß, der darf nicht beschleunigt werden. Sonst, wo es galt, mit äußerlichen Mitteln zu fördern, wie dort in Westpreußen, wo man ihm „einen Zipfel Barbarei gegeben hatte", wo er sein „Kanada" civilisirte und seine „Irokesen" zu Menschen machte, da konnte es ihm nicht rasch genug gehen mit dem Vollzug seiner Maßregeln, da war rastloses Treiben am Platze.

Nos voisins apprendront l'allemand — il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre. In der höheren Schule Frankreichs nehmen Goethe, Schiller, Herder, Lessing seit Jahren einen hervorragenden Platz ein, dem Lehrplane nach kommen sie dort noch mehr zur Geltung als auf unseren

Gymnasien. Im Jahre 1885 erschienen in Paris kurz nach einander zwei Ausgaben von jener „imitation détestable“ Shakespeares, Goethes „Götz von Berlichingen“, Ausgaben, denen wir, was Geschmack und Gelehrsamkeit wie (die zweite betrachtet) was Glanz der Ausstattung anbetrifft, keine zur Seite zu setzen haben. Und ein Jahr zuvor belehrte uns eine französische Schrift, verfaßt von einem gediegenen Kenner unserer klassischen Autoren, daß vom Jahre 1750 an nachweislich ein zunehmendes Interesse an unserer jungen Litteratur in Frankreich bestanden habe, und der Verfasser (Charles Joret, Professor an der Akademie in Aix) erklärt dies aus dem Aufsehen, welches Friedrichs Thaten erregt, und aus der Bedeutung, die er seinem Staate verliehen. Die inhaltreiche kleine Schrift hat den Titel: Des rapports intellectuels et littéraires entre la France et l'Allemagne. So hat sich Friedrichs Prophezeiung erfüllt.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, „De la littérature allemande“ als Neudruck aufzunehmen unter die „Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ [4]). Ein Denkmal deutscher Litteratur ist diese Schrift wie keine andere. Ein Denkmal, möchte ich sagen, wie jener vom Prinzen Heinrich, Friedrichs Bruder, in Rheinsberg errichtete Obelisk, der bedeckt ist mit französischen Elogien auf preußische Helden; Friedrichs Name aber steht nicht darauf, und es fehlen sonst noch einige: der Stifter des Denkmals hat nichts

von ihnen wissen wollen [5]). Dieses „nichts wissen wollen“ jedoch macht den Unterschied. Beim Prinzen Heinrich beruhte es bekanntlich auf einer tiefen Verstimmung. Wer sich vom Kleinen und Kleinlichen nicht frei weiß, sollte kein Denkmal aufrichten. Bei Friedrich hat es etwas Großartiges. „Der alte Fritz, der alles wußte, was er wissen wollte“, sagt der Chirurgus Breme von Bremenfeld in Goethes politischer Komödie „Die Aufgeregten“ — es ist eine köstliche Scene. So dachte der alte Goethe vom Könige, so dachten seine Preußen. Wo er „nichts wissen wollte“, da war er mit seinem Urtheil fertig. Es war dann auch nicht gerathen, ihn eines Besseren belehren zu wollen. Ein „je ne peux plus rien changer à ces bagatelles“, bekam sogar Hertzberg zu hören, als er wegen einzelner Stellen der Schrift Bedenken äußerte. Als im Jahre 1773 Johann Georg Hamann, der berühmte „Magus im Norden“, Accisebeamter in Königsberg und Friedrichs getreuer Unterthan, den Versuch wagen wollte, in einem kleinen französischen Schriftchen („Lettre perdue d’un sauvage du nord“) seinen König zu bekehren und ihm etwas mehr Achtung vor den Dichtern und Gelehrten Deutschlands beizubringen, rieth ihm Friedrich Nicolai, der Berliner Buchhändler, dem er das Werkchen angeboten hatte, in aller Freundschaft, „seine Philippicam im Pulte ruhen zu lassen“: durch unliebsame Vorstellungen könne er sich allenfalls die Ungelegenheit eines längeren unfreiwilligen Auf-

enthalts in Spandau oder Stettin zuziehen[6]). Nicolai kannte die Lage der Dinge und war ein kluger Mann. Er wußte auch, daß die Gelehrten, Deutsche und Schweizer, die zu Hofe befohlen wurden, um über litterarische Dinge ins Gespräch gezogen zu werden, die Sulzer, Lambert, Guichard, Wegelin, um sich zu behaupten, „sich zu Franzosen machen mußten“. Gegen den Eigensinn des großen Königs war nichts zu machen, er gehörte eben mit zu seiner Größe —

Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft ihm niemand was sagen.

Die Höfe. I. Weimar und Braunschweig.

Wollen wir wissen, wie an maßgebender Stelle Friedrichs Schrift aufgenommen worden ist, so müssen wir uns nach Weimar wenden. Hier sind ja seit Lessings Tod allein die „Mehrer des Reichs“ unserer Litteratur zu suchen. Für Friedrich bestanden sie nicht. Goethe war herausgefordert durch die schroffe Abfertigung seines „Götz“; Wieland und Herder waren so wenig erwähnt wie Lessing. Das war mindestens eben so verletzend wie ein ungerechtes Urtheil.

Vor wenigen Monaten erst (den 1. Juni 1780) war Herder von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit dem Preise gekrönt worden — zum dritten Male im Laufe eines Jahrzehnts, ein Fall, der seines Gleichen nicht gehabt hat. Zu dem „akademischen Papat“ (papauté académique) hatte Formey, der Sekretär der Akademie, witzig dem dreifach Gekrönten bei Ankündigung dieses letzten Preises Glück gewünscht. Es war eine glänzende und ideenreiche Abhandlung, wie sie eine Akademie selten zu krönen Gelegenheit

hat. „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften, und der Wissenschaften auf die Regierung von Herrn Herder". Mit dieser Aufschrift, die auf dem Haupttitel (bezeichnend genug) in französischer Sprache erscheint (Dissertation sur l'influence des Sciences sur le Gouvernement . . . qui a remporté le prix proposé par l'Académie Royale . . . pour l'année 1779) ist sie 1780 in stattlichem Großquart (94 Seiten) auf Veranstalten der Akademie erschienen; im folgenden Jahre, ebenfalls in der Decker'schen Hofbuchdruckerei hergestellt, eine Oktavausgabe, bloß mit deutschem Titel (167 Seiten). Es ist ein wunderbares Zusammentreffen; diese Schrift und die des Königs bilden ein Paar, sie sind, litterarisch betrachtet, derartig „en correspondance", daß man sich schwer dazu versteht, zu glauben, der König habe von Herders Schrift nichts gewußt. Ueber die höheren Schulen und Universitäten sind beide Verfasser einer Meinung, nur daß Herder auf noch durchgreifendere Reformen dringt. Und je weiter man vorrückt im Lesen, um so weniger kann man sich entbrechen zu fragen: was würde Friedrich hierzu gesagt haben? „Das wahre Auge und der göttlichste Blick eines Regenten ist, in jedem Stande, in jeder Wissenschaft den Werth zu entdecken, der in ihnen liegt, und sie zu diesem Werthe mit wohlthätiger Hand gleichsam zu zwingen: genau die Zugänge zu bewachen, wie Wissenschaft Belohnung sucht, und sie auf den Platz im Staate zu führen,

wo Wirksamkeit ihre schönste Belohnung ist, und wo ihr Gutes sich auf alle benachbarten Stände fortbreitet. So werden Kräfte geweckt, so werden Wissenschaften und Gaben aufs neue gewürdet. — Der Litteratur eines ganzen Landes ist's Ehre und Freude, wenn ihre Lieblinge geehrt, gebraucht, geschäftig sind: sie sind die Aufmunterung der Jünglinge, ihre thätige Beihilfe und treiben junge Knospen hervor. Alle goldnen Zeitalter der Wissenschaften beweisen's, daß in ihnen nichts so wirkend und hinreißend war, als das Beispiel, und das lauteste Beispiel giebt immer die Regierung. — Ohne Zweifel ist's noch eine größere Aufmunterung der Wissenschaften, wenn der Fürst selbst Beispiel giebt; allein fast ist das Beispiel zu hoch, zu theuer. Freilich, wenn der Himmel, wie in Cäsar, Marc-Antonin, Friedrich und wenigen andern Regenten, die seltenen Gaben, glücklich zu denken und zu handeln vereinigt, daß die Feder weder dem Szepter noch Kriegesstabe schadet: so sind eben so außerordentlich vereinte Gaben an ihrer Stelle doppelt ehrwürdig und schätzbar. Meistens ist aber der Name eigentlich gelehrter Prinzen der Geschichte nach unglücklich." Und dies letztere wird nun (S. 58) in überzeugender Weise ausgeführt. Ich müßte noch Vieles ausschreiben, wenn ich von der Fülle dieser Fridericianischen Stellen in der Preisschrift eine Anschauung geben wollte; die Schrift ist überhaupt nach Sanssouci adressirt gewesen: schade, daß sie nicht „an die Behörde" gelangt ist.

Oder sollte sie doch dahin gelangt sein, mit ihrem französischen Titelblatt und vielleicht mit einem französisch abgefaßten Précis?[1]) —

Wie im Könige, so hatte sich in dem Verfasser der Preisschrift, damals dem berühmtesten seiner Landeskinder, der geniale Autor früh angekündigt. Vierzehn Jahre vor der Schrift De la littérature allemande, im Dezember 1766, war namenlos ein Buch erschienen „Ueber die neuere deutsche Litteratur", zwei Sammlungen „Fragmente". Von dem Werthe der neueren deutschen Litteratur zeigte sich ihr Verfasser keineswegs durchdrungen — damals freilich, als er schrieb, standen „Laokoon" und „Minna von Barnhelm" erst vor der Thür — und mit dem Hochmuth, der sich so unbefangen an den Mustern der Alten maß, daß man Ramler, Gleim, die Karschin, Geßner ohne Umstände als Horaz, Anakreon, Sappho und Theokrit der Deutschen begrüßte — und diese Begrüßung auch baar angenommen wurde, mit diesem Hochmuth war er scharf ins Gericht gegangen. Er will den Poesien der „deutschen Griechen und Römer" kein langes Leben prophezeien; auch die Prosa findet er noch wenig ausgebildet, und nur wenige glaubt er als Originale prosaischer Schreibart laut rühmen zu dürfen: Winckelmann, Lessing, Mendelssohn, Hamann, Moser, Justus Möser, Thomas Abbt (den Bewunderer Friedrichs, Verfasser der Schriften „Vom Verdienst" und „Vom Tode für das Vaterland") und ein paar

andere. Viel eingehender und bestimmter als Friedrich — denn er kennt die Alten und seine Muttersprache und zieht von den neueren Sprachen besonders das Englische in Betracht — weiß er von dem Nutzen der Uebersetzungen zu reden; mit Eifer dringt er auf Uebertragungen aus den Griechen und Engländern, aus denen beiden unsere Sprache am meisten gewinnen könne. Er lehnt andererseits einsichtig und mit klaren Gründen die übertriebene Schätzung der Uebersetzer ab und weist den Gedanken zurück, als ob je diese selbst die klassischen Schriftsteller unserer Nation werden könnten. „Ueber die neuere deutsche Litteratur", diese Schrift vom Jahre 1766, die so mächtig auf den Gang unserer Litteratur eingewirkt hat (sie ward bald der kritische Kanon für das jüngere Geschlecht) ist Herders Erstlingsschrift, als ein Zweiundzwanzigjähriger hat er sie verfaßt.

Goethe und Herder standen und schritten jetzt, in Friedrichs letzter Lebenszeit, Schulter an Schulter. Zu ihrer Größe ragte Wieland — ein Talent im höchsten Sinne, kein Genie — nicht auf, und er wurde manchmal kleinmüthig in ihrer Gesellschaft; aber sie behandelten ihn als ihres Gleichen, und damals gerade, 1780, durfte er auch das Gefühl haben, ihres Gleichen zu sein. Er stand als Künstler auf der Höhe. Im März war „Oberon" erschienen, „das Beste" — sagte er — „was sein Kopf und Herz zusammen ausgeboren, seitdem jener reif und dieses ruhiger geworden. Er

hatte den Lorbeerkranz verdient, den Goethe ihm dafür schickte, und sonnte sich in dem Beifalle des Dichters: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibe, werde Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ Seines Kunstfleißes zumal durfte er sich rühmen, dem es gelungen war, der Sprache einen Schmelz, eine Geschmeidigkeit und anschmiegsame Lieblichkeit des Klanges zu ertheilen, wie sie seit Gottfrieds von Straßburg Zeiten in einem größeren Dichtwerk deutscher Zunge nimmer erreicht war. Er rühmte sich auch tapfer. „Von der Müh und Arbeit, die ich auf dies opus wende, hat schwerlich izt ein Dichter noch Dichterling im heiligen römischen Reich einen Begriff. . . . Die Schwierigkeit, aus einem so spröden Leim (Lehm, Thon — er meint das Sprachmaterial) das Bild, das ich haben will, herauszufingern und ihm die Rundung und das fini zu geben, ohne welche ich keine Freude daran haben kann, ist oft unsäglich. Ich kann Dir zuschwören, daß ich in dieser Woche dritthalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe“ u. s. w. So an Johann Heinrich Merck in Darmstadt, einen der wenigen Kunstkritiker von Beruf, die wir damals hatten. Nun hatte auch der große König keinen Begriff, keine Ahnung gehabt von dieser Bildnermühe, er, der in seiner Schrift ein so feines Gehör bewies für den melodischen Fall der Worte und den graziösen Gang der Rhythmen, und

wo er dergleichen auch nur in den Anfängen gespürt hatte, wie bei jenem „Gedicht eines Anonymus“, das ihm von ungefähr vor Augen gekommen war (es war „Die Mädcheninsel“ des Joh. Niklas Götz) mit seinem Lobe nicht zurückgehalten hatte. „Mon oreille a été flatté agréablement par des sons sonores dont je n'aurais pas cru notre langue susceptible.“ Und was waren die reimlosen Daktylen und Spondeen der „Mädcheninsel“ gegen das fini der Sprache und Musik des Oberon!

Verkannt zu sein ist für den Künstler noch empfindlicher als für den Mann der That. „Ein reizbar Völkchen, die Poeten“, sagt Horaz. Verstimmt hat die Schrift des alten Königs, dies darf uns nicht wundern, auch die heiligen drei Könige in Weimar. Goethe zumal, muß sie „wunderlich“ gefunden haben — „wunderlich“ war sein Wort für das, was ihm nicht recht, nicht nach dem Sinne war. Von seiner Knabenzeit an war er „fritzisch“ gewesen. Vor Herder und Wieland hatte er den Vorzug, in die Welt, wie Friedrich sie um sich gestaltet hatte, ein Mal persönlich eingetreten zu sein. Im Mai 78 war es gewesen, als Friedrich gegen Oesterreich rüstete, der bayrischen Erbfolge wegen; der Herzog von Weimar ging aus diesem Anlaß nach der Hauptstadt, und Goethe begleitete ihn. Das Bild des „Vielgewaltigen“ und seines Wirkens als oberster Kriegsherr und Regent ist schwerlich schöner aufgefaßt worden, als in jenen

Zeilen, die Goethe Sonntag den 17. Mai Abends aus seinem Berliner Quartier an Charlotte von Stein gerichtet hat: „Durch die Stadt und durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab ich mich durchgetrieben. — Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem . . . Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt; von der Bewegung der Puppen kann man auf die große alte Walze FR gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.“ An des Prinzen Heinrich Tafel hat er die Generale „halbdutzendweis gegenüber gehabt.“ Nur wenige Tage — schreibt er im Herbst, noch immer unter dem frischen Eindruck des Erlebten, an Merck — sei er da gewesen und er habe nur dreingeguckt, wie das Kind „in (den) Schön-Raritätenkasten“. „Aber Du weißt, wie ich im Anschauen lebe, es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah geworden; da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören.“ Wenn in

jener Zeit ihm durch die Menge amtlicher Geschäfte „sein schönstes Glück, die Kunst“ verkümmert wurde, so hat er sich wohl mit Friedrich getröstet und mit den spärlichen Erholungsstunden, die „der erste Diener des Staates“ dem geliebten Flötenspiele widmen konnte.

So „nahe“ konnte ihm nun der König als Autor nicht werden. Er hat noch fast nach Jahresfrist, als die Sache ihm geschichtlich geworden war, in einem Briefe an denselben Freund, dem er die Eindrücke seiner Berliner Reise schildert, von der „eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart“ des Königs gesprochen.

Die Verstimmung des ganzen Weimarer Kreises können wir so noch in Manchem, was vertraulich geäußert worden ist, erkennen — nach außen legte man sich aus manchen Gründen eine gewisse Zurückhaltung auf. Auf jene unberechneten, absichtslosen Aeußerungen lohnt es sich zu achten.

Wenn irgendwo, so hat sich in den Briefen an Frau von Stein Goethe ganz unbefangen gegeben. Ich hebe deren zwei heraus, vom 19. und 20. Februar; ein früheres Billet betrifft die Fortsetzung der Arbeit an der deutschen Litteratur. „Wenn Sie bei Hof gehn wollten, so hab ich bedacht, daß wir unser Werk vorher fertig machen können.“ Unser Werk — Charlotte war daran wenigstens insofern sie das Concept ins Reine brachte, betheiligt. Auch der erste Satz, den ich hier anführe, bezieht sich darauf.

(19. Februar): „Ich bin noch fleißig gewesen, ob ich gleich lieblichere Geister durch Ihre Feder aufs Papier zu zaubern hoffte.“

Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt kalt und arm. Die magere Verbrämung unseres neulichen Winters ist mir wieder eingefallen.“ (Er meint den dünn verbrämten Mantel, welchen beim letzten Hoffest Knebel in der Maske des Winters getragen hatte.)

(20. Februar.) „Bitten Sie Steinen, daß er das Packet an den Prinzen August (von Gotha) besorgt.“

(21. Februar.) „Mir hätte nicht leicht etwas fatateres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel an ihm, mehr als wir glauben.“

Das in diesen Zeilen erwähnte Auswärtige führt uns einstweilen aus Weimar hinaus: nach Braunschweig und dann nach Gotha. Auch da sind „deutsche“ Fürstenhöfe. Les cours parleront l'allemand avec délice, sagt Friedrich; es gab doch aber auch außer Weimar — wo freilich auf deutscher Erde das Paar, Dichter und Fürst, am vollkommensten vor uns hintritt — Höfe, für welche Friedrichs Prophezeiung zu spät kam; Höfe, wo man Deutsch mit Vergnügen sprach und vernahm, ohne darum dem Französischen gram zu sein. Carl August von Weimar, der derb genug angelegt war, den „Götz von Berlichingen“

mit allen seinen Kraftstellen behaglich zu genießen, behielt doch immer eine gewisse Vorliebe für die französische Bühne, und auch dem Fürsten zu Liebe ist es geschehen, daß Goethe und Schiller sich später als Uebersetzer mit dem klassischen Drama der Franzosen (Voltaires Mahomet u. s. w.) befaßt haben. Anna Amalia, die Herzogin-Mutter, unterzeichnete auch ihre deutschen, in einem sehr natürlichen Ausdruck geschriebenen, Briefe mit der französischen Namensform Amélie. Jene deutsch gesinnten Höfe aber waren zugleich auch „fritzisch" gesinnt und hatten das auch in schwerer Zeit bewiesen, und in erster Linie waren es die fürstlichen Frauen, die jenes Verhältniß der Verwandtschaft oder Freundschaft repräsentirten: Anna Amalia von Weimar war Friedrichs Nichte, die verwittwete Herzogin von Braunschweig Friedrichs Schwester, die verwittwete Herzogin von Gotha, Louise Dorothea, eine treffliche und geistvolle Fürstin (aus der Sachsen-Meiningischen Linie), eine Freundin des großen Königs. „Noch am Tage der Schlacht bei Roßbach", erzählt Reichard in seiner Selbstbiographie,[2]) gab der Sieger ihr einen Beweis besonderer Achtung dadurch, daß er ihr flüchtig mit Bleistift ein sehr merkwürdiges, die glorreiche Botschaft meldendes Zettelchen schrieb, das sich unter demjenigen Theile ihrer nachgelassenen Papiere befand, welchen ihr Sohn, Herzog Ernst, so lange er lebte, sorgfältig hütete." „Tief und allgemein wurde ihr Tod beklagt" (22. Oktober

1767); ihre Söhne, Herzog Ernst und Prinz August, blieben, der mütterlichen Tradition getreu, dem großen Könige in Bewunderung zugethan, und die von ihnen wie vom ganzen Hofe wie eine Mutter verehrte Freundin der Fürstin, ihre Oberhofmeisterin Frau von Buchwald, eine Frau von hoher Bildung des Geistes und Herzens, setzte jenen Kultus Friedrichs, der auch ihr manchen Beweis der Achtung gegeben hatte, begeistert fort; „des Königs Hintritt", berichtet Reichard, „beugte sie tiefer, als der Tod ihrer einzigen Tochter es vermocht hatte."

In Braunschweig hatte die nationale Litteratur seit Jahrzehnten Gunst und Pflege gefunden; war Friedrich ihr mit unbilliger Härte begegnet, so fühlte Friedrichs Schwester sich berufen, die Anwaltschaft für die Angegriffene auch öffentlich zu übernehmen. Sie betraute den als Kanzelredner und Schriftsteller hoch geachteten Abt Jerusalem mit Abfassung einer Vertheidigungsschrift, die, ins Französische übersetzt, dem Könige von ihr zugesandt wurde. Schrift und Uebersetzung sind gedruckt (Berlin bei Decker); jene hat den Titel „Ueber die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Berlin 1781. (29 Seiten.) Dies also ist das Büchlein, welches Goethe am 19. Februar 81 der Freundin zuschickt mit einem Urtheil, das man, gesprochen, sich von einem mitleidigen Achselzucken begleitet dächte.

So fest und markig wie Justus Mösers Schutzschrift, der wir im Verfolg näher treten, war die Braunschweigische freilich nicht. Aber sie war ja auch bestellte Arbeit, und der Ton höfischer Devotion vorgeschrieben. Lessing freilich wäre nicht der Mann für solchen Auftrag gewesen. „Ein Großer und ich merken es sehr bald, daß keiner für den andern gemacht ist"; dies und nichts Anderes hätte er wohl gegebenen Falls geantwortet[3]). Jerusalem aber war anscheinend keine üble Wahl, ein kluger Vermittlungs-Theolog von einem vornehm milden, gewinnenden Wesen. Ich habe unlängst unter ungedruckten Briefen eine Schilderung gefunden, die Friederike Münter, als Schriftstellerin unter ihrem Frauennamen Friederike Brun bekannt geworden, von ihm entwirft. Sie ist im Oktober 1781 in seinem Hause gewesen. „In Braunschweig lernte ich viel interessante Menschen kennen" — schreibt sie an Herder, dem sie mit den Ihrigen kurz zuvor bekannt geworden war, — „aber niemand machte einen tieferen Eindruck auf mich, als der alte Jerusalem. Wenn Sie den himmlischen Greis sähen, dessen liebenswürdiges Antlitz heiter ist wie eine schöne Abendröthe! Man glaubt einen Engel vor sich zu sehen im Gewande des Lichts; und nun diese Miene so voll Frieden, so voll Segen, diese sanfte Freundlichkeit, die Herablassung gegen junge Leute, wie gütig er mit mir sprach" u. s. w. So die schwärmerische Jungfrau. Dieser milde alte Jerusalem also tritt

vor den König, sagt ihm in geziemender Verehrung, wie richtig Seine Majestät die Umstände erkannt, welche das Aufblühen der deutschen Litteratur verzögert, räumt ein, „es wäre die lächerlichste und vermessenste Unwissenheit, wenn wir uns jetzt schon mit der französischen Nation hierin vergleichen wollten"; erklärt aber doch auch, daß nach der Zeit, „da Se. Majestät den Musen noch einige Muße schenken konnte, der teutsche Geist solche Fortschritte in der Litteratur gemacht habe, als vielleicht keine andere Nation in einem gleichen Zeitraume; daß sie nun Muster habe, worin sie sich mit jenen (anderen Nationen) wagen dürfe zu vergleichen", dank hauptsächlich „der Denkungsfreiheit, die Sie der Menschheit, als ihr erstes Recht, wieder vindiciret haben". Er weist den König hin auf Winckelmanns, „des armen Konrektors zu Seehausen", großartige antiquarische Leistung, er führt Lessings Werke namentlich an, von den Fabeln bis zu „Emilia Galotti" (merkwürdig, daß er vor Friedrich, dem Beschützer der „Denkungsfreiheit", den Nathan nicht erwähnt); er hebt unter den Leistungen des jüngeren Geschlechts mit berechtigtem Lokalpatriotismus den „Julius von Tarent" hervor; aber während er sogar die „Geschichte des teutschen (d. h. dreißigjährigen) Krieges" die der Dichter des „Julius", Leisewitz, erst begonnen hat, namhaft macht und selbst für Engels bescheidene dramatische Thaten ein rühmendes Wort hat, vergißt er klüglich, Goethes verpönten

Namen auszusprechen. Er preist die in Wielands Schriften herrschende „üppige Malerei mit all dem reizenden, blendenden Kolorit des Ovid, Catull und Ariost“; aber in demselben Athemzug den in Ramlers Oden herrschenden „vollen hohen Schwung von Horaz“. Von Herder kein Wort. Herders Fragmente wenigstens „über die neuere deutsche Litteratur“ kann der redliche Greis nie gelesen haben; wie hätte er sonst 1781 die alten Geleise der Parallelen: „Ramler und Horaz“, „Geßner und Theokrit“ und so fort noch benutzen können, auf denen er schließlich sich verfährt bis zu der Frage: „Was ist Tyrtäus gegen Gleim?“ Aus der alten Schule ist es auch, wo nicht ein Akt unbewußter Loyalität, wenn er, Friedrichs Urtheil vom deutschen Satzbau bekräftigend, ausholt zu einer Periode, die nach einem Vordersatz von richtig gezählten fünfundfünfzig Zeilen erst auf der dritten Seite ihr prächtiges Ende erreicht: „so braucht Teutschland, zur ferneren Bearbeitung seiner Litteratur, keinen Prometheus mehr, um das Feuer dazu erst vom Himmel zu holen; ein Strahl von Friedrichs Throne ist allein genug, den schon erweckten Geist noch ferner anzufeuern.“ Mit dem Wunsche, daß Friedrich selbst noch seine Prophezeiung erfüllen möge, schließt Jerusalem; „Es lebe der König!“ ist sein letztes Wort, den üblichen „Respekt“ an die hohe Auftraggeberin abgerechnet. In ihrem Sinne hat er geschrieben, und seine eigne Würde dabei zur Noth ge-

wahrt. Den König (der den französischen Text gelesen hat) hat er nicht bekehrt, der deutschen Litteratur nicht aufgeholfen. Zahm, lahm und halb!

Das Halbe, Lessing und Goethe haßten es gleichermaßen, Lessing wohl am grimmigsten. Es hätte ein prächtiges Gespräch über die deutsche Litteratur gegeben, wäre jene geplante Reise Goethes nach Wolfenbüttel noch zu Stande gekommen. Die Meinung über unsere Schutzschrift können wir uns denken: lieber ein grober Göze als solch ein höflicher Jerusalem!

Die Höfe. II. Weimar und Gotha.

In Braunschweig ist es zu einer öffentlichen „wohlgemeinten" Kundgebung für die deutsche Litteratur gekommen; wie Gotha sich zur Sache geäußert hat, ist bisher nicht bekannt. Im Goethejahrbuch von 1885 (S. 27—58) habe ich aus ungedruckten Quellen von „Goethe und Prinz August von Gotha" eine Darstellung gegeben; die dort versprochenen Akten, De la littérature allemande betreffend, lasse ich nebst einigen Erläuterungen hier folgen: es sind Stücke aus zwei Briefen des Prinzen an Herder.

Den 21. oder 25. Dec. 1780 wie die
Post will. Gratulor 1781.

Liebster Freund und Herder,

Ihr liebes letztes Brieflein ist mir unendlich angenehm gewesen, und ich erkenne Ihre Güte und Liebe gegen mich völlig darinn. Was Sie vom königlichen Rückkehrenden sagen, hat, mit ungemein weniger Anmuth und Laune, jeder unbefangene Leser gedacht, und ich weiß nicht welcher

Frankfurtische Recensent und der berühmte Büsching [1]) haben es ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Daß letzterer, in Berlin, es gewagt habe, macht dem Großen Mavors in meinen Gedanken mehr Ehre, als die schönste Lobschrift auf seine Thaten, die dessen prosaischen und poetischen Werken ein wenig im Lichte stehen, und sie, leider! zur Ewigkeit bringen werden, mit dem Bucephalus des Alexanders, und seinem Herculesbecher. Was sollen Engländer, Franzosen, Italiäner u. s. w. von uns Deutschen denken, wenn ein großer König an der Spree so von unserm jetzigen Zustande schreibt, und wie sollen sie überzeugt werden, daß er von Dingen, die theils in seinen Staaten vorgehen, urtheile, als wenn er, die Zeit über, in London, Paris oder Rom gelebt hätte? . . . .

* *
*

— Haben Sie, bester Herder, im Deutschen Museum dieses Monaths, S. 229, Die drey Franzosen gelesen, ein beißendes prosaisches Sinngedicht, das wohl, wie man hier glaubt, keinen andern Verfasser haben kann, als Hrn. Prof. Kästner in Göttingen? Es ist wohl der Mühe werth, daß Sie es sehen. — Unser Göthe hat etwas an meinen Bruder geschickt, und zugleich einen sehr gütigen Brief an mich geschrieben, worinn er mich bittet, ihm mein unmaßgebliches Gutachten darüber zuzusenden. Ich habe noch nicht mit meinem Bruder gesprochen, seit das Werk in seinen Händen ist, und weiß noch nicht einmal, ob meine Muthmaßung wegen des Inhalts gegründet sey oder nicht. Gestern Abend war ich auf einem Concerte beym Obermarschall, wo sich die Frau von Diede übertroffen hat; dies war die Abhaltung, die mich verhinderte, meinen Bruder zu befragen. Haben Sie die Gefälligkeit,

liebster Freund, mich bey unserm Göthe zu entschuldigen, ich wollte nicht an ihn schreiben, ohne wenigstens auf der Spur zu seyn, wovon das Werk oder Werklein handle; und so ganz von Nichts mit ihm zu reden, ist wohl seine Sache noch weit weniger als die meinige. — Es thut mir leid, mein Bester, daß Sie mit der Hierosolymitanischen Antwort[2]) so gar wenig zufrieden sind; die Göttingische Recension[3]) hat mir freylich besser gefallen; sie war scharfsinniger, bündiger, spitziger, das ist nicht zu leugnen. Die lezte sollte doch aber keine förmliche Widerlegung, keine deutsche Gelehrtengeschichte ab ovo, kein Denkmal für die Unsterblichkeit werden; andere Leser konnten, dünkt mich, in keinem Betracht etwas daraus lernen, das sie nicht längst gewußt hätten; allein, es ist doch, meines Erachtens, summarisch-historische Abfertigung, Beweis des unerklärbaren Irrthums, und höflicher Tadel. Soll man denn hintreten, und ausrufen: „Großer Mann, schweige! Du weißt nicht, wovon du redest; du machst dich vor den Augen deiner Mitbürger und Zeitgenossen lächerlich; putze an deiner kriegerischen Rüstung, daß sie nicht verroste, und lasse den Staub auf den Büchern lieber liegen, die du hättest lesen sollen; gehe hin und schäme dich!" — Und liegt das Alles nicht immer darinn? wenn die alten großen blauen Augen nicht ganz blind geworden sind, müssen sie das nicht selbst lesen? ist das nicht der sittliche Inbegriff der ganzen Sache? — Glauben Sie mir, mein Bester, Ihnen darf ich das sagen, was ich pro rostris nicht sagen möchte: der vaterländische Groll gegen die französische Litteratur kommt größtentheils daher, daß man im ganzen Heiligen Römischen Reich weiß, der große Fr....... ließt kein deutsches Werk, und schäzt nur die französischen Werke; Catharina II. p. p. Was

thut das aber, wenn unsre eben so gut oder besser sind? Wenn unsre schlechter wären, und Fr . . . Cath . . . . läsen, bewunderten sie, würden sie dadurch besser werden? Man spiele mit diesen Sätzen herum, wie mit Würfeln; so bleibt, dünkt mich, die Sache ganz gleichgültig. Hätte der große Fr . . . avec connaissance de cause und doch mit Vorurtheil geschrieben (ein Fall, dessen Möglichkeit wenigstens die tägliche Erfahrung an vielen Menschen bestätigt): dann möchte der Groll mehr Grund haben: bisher, muß ich gestehn, macht er dem geliebten Vaterlande wenig Ehre, und doch bricht er, von der (sic) Inn bis an der Elbe (zuerst stand: Nordsee), und von Trident bis nach Stralsund, überall hervor, und wird noch eine Sylva Hercynia hervorbringen, wenn man nicht bald Mittelstraßen durch die Bäume anlegt, und Felder übrig läßt. Sie sehen, liebster Freund, daß ich le pour et le contre kenne, und nichts wünsche, als allgemeine Ruhe, Billigkeit von allen Seiten und Duldung aller Meisterstücke, sie mögen welchem Volke zugehören als sie wollen. Leben Sie wohl, und denken Sie bisweilen an Ihren Freund, wenn Sie das Ueberschickte beschäftigt; empfehlen Sie mich Ihrer vortreflichen Frau und unsern Freunden bestens, und sagen Sie sich täglich von mir, nach Ihrem Morgengebeth und vor Ihrem Abendgebeth: er wird mich ewig lieben. d. 21sten März 1781 A.

* * *

Das kleine Prosastück, das der Prinz mit dem Namen „prosaisches Sinngedicht" beehrt, füge ich zum Verständniß der Briefstelle aus dem Märzheft des Museums ein.

Die drei Franzosen.

Vor einiger Zeit schrieb ein Franzos, daß Gleim zwar der beste, aber nicht der erste deutsche Romanzensänger sei, weil schon 1756 ein gewisser Herr Isaak Velten zu Berlin eine Sammlung solcher Gedichte habe drucken lassen. Ein anderer entdeckte vor kurzem, daß Hirzel wohnhaft am Flusse Gleim, oder wo man sonst wil, nur daß der Ort Gleim heissen muß (Hirzel sur le Gleim), über Sulzer den Weltweisen geschrieben hätte. Beinah eben so glücklich sind die Entdeckungen, welche neulich ein andrer Franzos in Absicht des jetzigen Zustandes der deutschen Litteratur gemacht hat.

„Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen", ein langweiliges, dickes Opus, gehört zu der unrühmlich breiten Masse der Prosa dieser Zeit. Wie man in Gotha auf Kästner als den Verfasser der „Drei Franzosen" verfallen, ist schwer zu begreifen, es ist eine gar zu witzlose Kleinigkeit. Was der Prinz sonst schreibt, hat Hand und Fuß. —

Wohl nirgends im Reiche vertrug sich um 1780 das Deutsche mit dem Französischen besser als in Gotha. Unter Louise Dorothea, die ihren Hof zu einem „Ferrara" für Mitteldeutschland gemacht hatte, war die französische Form noch vorherrschend gewesen; mit den tonangebenden Geistern Frankreichs, mit Diderot, Helvetius, Rousseau, Voltaire, stand die Fürstin im Briefwechsel, Voltaire hat an ihrem Hofe geweilt. Aber „aus dieser ausländischen Pflanzung

(sagt Reichard in seiner Selbstbiographie) ging ein echt deutscher Geist hervor". Frau von Buchwald, nach dem Ableben der Herzogin als „Mutter" des Hofes anerkannt, hegte die gleiche Neigung für beide Litteraturen. In Paris geboren und erzogen (ihre Mutter war Hofdame der Herzogin von Orleans, der trefflichen Elisabeth Charlotte von der Pfalz gewesen), war sie doch zeitig genug in die elterliche Heimat versetzt worden. In ihren Gemächern sammelte sich an Nachmittagen und Abenden die Hofgesellschaft, dann gab es ein litterarisches Kränzchen; das grüne Kanapee ihres Gesellschaftszimmers galt allgemein als vornehmster Richterstuhl des Geistes und Witzes, und von diesem Kanapee wurden „Iphigenie", „Egmont", „Oberon" und andere Meisterwerke Goethes und Wielands aus der von den Dichtern übersandten Handschrift vorgelesen. „Die Mutter der Mütter, Töchter und Söhne grüßt und umarmt Sie" — in dieser Form bestellt Prinz August gar oft ihre Grüße an Herder. Wie traulich klingt das, wie häuslich und menschlich, wie deutsch!

Einen Deutschfranzosen nennt sich Prinz August; er ist es seiner Erziehung nach, sein Gemüth aber ist deutsch, seine Gemüthlichkeit thüringisch. Mit diesem deutschen Gemüth und ohne Schaden desselben ist er der bel esprit, auch der esprit fort des Hofes. Voltairianer, doch ohne Voltaires beißenden Spott, Freimaurer und Illuminat, doch ohne seines Bruders

Hingebung für die Sache des Ordens; ein heller Kopf, kein scharfer; Freigeist, doch, wie Friedrich, von der toleranten Art. „Duldsamkeit, Menschenliebe, faßliche, thätige Tugend und Weisheit", dies ist ihm Religion, er findet diesen Grundzug in Herders „Briefen über das Studium der Theologie", und so eignet er sich mit freudiger Zustimmung an, was er eben in der Zeit, die wir betrachten, im fünfzehnten dieser Briefe liest: die allgemeine Menschenliebe, das sei der Geist des Christenthums. Er will sich, so hat er eben an Herder den 18. März 81 geschrieben, mit Lessings „Freigeist" Adrast vergleichen, allein nur mit dem Adrast „der fünften Handlung", der sich gern mit dem gläubigen, milden Theophan (Herder) verständigt. Lessings Nathan hat er, nachdem er ihn erst vorlesen gehört, drei Mal für sich gelesen (Mai 1779); er übernimmt es, die sechs für Gotha bestellten Exemplare des Stückes auszutheilen. Die „Patriarchen", die „Melchior Göze" sind ihm verhaßte Erscheinungen, verhaßt die ganze Hierarchie; das Ecrasez l'Infâme sein wie Friedrichs des Großen Wahlspruch. Ein Freisinniger ist er auch auf politischem Gebiete. Beseelt von jenem idealen Weltbürgersinn, den in jenen Zeiten manche seiner Standesgenossen hegten (ich erinnere an den Prinzen von Augustenburg, Schillers Wohlthäter), bekannte er sich zu den „Menschenrechten" auch dann noch, als man jenseits des Rheins zur Gewalt gegriffen hatte, um sie zu erringen; er kehrte

sich von seinen Franzosen auch da noch nicht ab, als sie dem Bestande deutscher Fürstenmacht gefährlich wurden. Das von der Mutter überkommene persönliche Verhältniß zu der französischen Litteratur und ihren Großen setzte Prinz August fort. In nahen Beziehungen zum Gothaer Hofe stand der Baron Grimm, der Freund Diderots und der Encyklopädisten, als Schriftsteller den besten Stilisten von den Franzosen selbst gleichgestellt und so auch von den französisch gebildeten Fürsten, von Friedrich dem Großen, dem Prinzen Heinrich, Katharina II. geehrt. Das von Grimm redigirte Journal, die berühmte Correspondance littéraire, welche nur in einer beschränkten Zahl von geschriebenen Exemplaren ausgesandt wurde, war in Gotha zu finden, und von hier aus kam manches von diesen köstlichen Seltenheiten (so besonders eine Anzahl kleiner Schriften Diderots) nach Weimar; ebenso seltene und theure französische Drucke — so ist in dem zweiten Briefe des Prinzen an Herder zu Ende die Rede von einem „Ueberschickten", es ist das vielberufene Werk von Claude de St. Martin Des erreurs et de la vérité, par un philosophe inconnu.

Ein inniger Verkehr von dieser Art, eine so fortgesetzte Berührung mit dem Französischen mußte für die Geschmacksrichtung bestimmend werden. Einen Prüfstein dafür haben wir an dem Verhältniß des Prinzen zu Lessing. Lessing, der Freidenker, war ihm

höchlich willkommen; aber mit Lessing, dem schneidigen Gegner der Franzosen und besonders des verehrten „Erzvaters“ Voltaire, konnte er sich nicht stellen. „Lessing ist wie ein deutscher Zeitungsschreiber“ — fährt er einmal ärgerlich heraus, zur Zeit des ersten Einmarsches in Frankreich, September 1792 — „dem es nicht eher wohl in seiner Haut wird, bis er einmahl wieder eins den Franzosen angehängt hat“ — „den verruchten Franzosen“, spöttelt er ein ander Mal mit Bezug auf Lessing und Lafontaine. In seinen Streitschriften überhaupt war Lessing ihm nicht höflich, nicht manierlich genug. Dieser französische Geschmack, der Geschmack an Pointen und Couplets ist bisweilen in seinem Kunsturtheil zu verspüren, auch in seinen eigenen Versuchen — der Prinz hat nicht wenig gereimt, in beiden Sprachen. Bezeichnend für sein Urtheil wie für seine poetischen Versuche ist eine Parodie auf Schillers „Don Carlos“, die ihm so gut gefallen hat, daß er sich das Späßchen erlaubt, die deutschen Reime mit Goethes Namen zu unterzeichnen und sie mit einer französischen freien Uebersetzung an Herder zu schicken; ohne Zweifel sind beide Stückchen von ihm selber. Es ist ihm lächerlich vorgekommen, daß ein König, und noch dazu ein Don Philipp, einem Chevalier die Fatalitäten seines Ehestandes beichtet.

Philippe II., roi d'Espagne,
au Marquis de Posa.

Quoi? tu contemples ma couronne
Et considères tous mes traits!
On dirait que, dans ma personne,
Tes yeux découvrent mille attraits.

Je suis rempli de défiance
Contre Carlos, mon propre fils;
Ma femme, Elisabeth de France,
Trouble mes sens et mes esprits.

Ta curiosité sans bornes
Devrait mieux guider tes regards;
Marquis, ne vois-tu pas les cornes,
Que porte le roi des cornards? [4])

Zwischen Weimar und Gotha bestand ein freund-nachbarliches Verhältniß. Carl August und der Prinz von Gotha, so verschieden sie in ihrer ganzen Anlage waren — derb, ein Jäger und Krieger der eine, der andere zart, von schwächlicher Gesundheit, ein Bücherleser und halber Gelehrter — schickten sich doch recht gut in einander und konnten in Gesellschaft recht aufgeräumt werden. War aber der Prinz in Weimar zu Gast, so wurden auch Herder, Goethe und Wieland freundschaftlich begrüßt; und nicht selten wiederum kam es vor, daß einer von ihnen des Prinzen Gast war in seinem freundlichen Gartenhause an der Straße nach Siebleben. Auch der Herzog, ein trefflicher Fürst

und Landesvater, bieder und hochgebildet, pflegte den Verkehr mit dem Weimarer Kreise; mehr aber als der Poesie war sein Sinn den Naturwissenschaften zugekehrt, für welche er Bedeutendes aufwandte. Die „schöne Litteratur" war des Prinzen Domäne. Den Regierungsgeschäften völlig fernstehend, durfte er sich als den Sekretär und Geschäftsträger der Musen betrachten, und in dieser Stellung hat er einen eifrigen und ausgebreiteten Briefwechsel geführt; seiner Briefe an Herder sind wohl zweihundert.

So war denn Gotha, wo die deutsche und die französische Muse sich ein freundliches Stelldichein gaben, in der That wie gemacht zu einem Ausgleich zwischen beiden Litteraturen, zu einer Aussprache über die Fragen, welche Friedrichs Schrift angeregt hatte; und Prinz August, der — mochte ihm auch alles Große fehlen — doch in seiner Bildung, seinen Neigungen so manchen verwandten Zug mit dem großen Könige hatte, war recht eigentlich zum Vermittler berufen und, soweit es dessen bedurfte, zum Sachwalter der „Littérature allemande".

Mit der gemüthlichen Redseligkeit, die dem Vermittler so wohl ansteht, erklärt er sich dahin, daß freilich in allem und jedem die Weimarer im Rechte sind gegen den „königlichen Rückkehrenden", im Unrechte aber sein würden, wenn sie irgendwie sich unter die Gegenredner mischten; das sei überflüssig und übel angebracht.

„Vom königlichen Rückkehrenden“ — das Wort ist vielleicht nicht sofort klar. Wir müssen es in ein Fremdwort übersetzen, um es zu verstehen. Ein revenant, einer der aus einer anderen Welt zurückkommt und als Vertreter eines längst gewichenen Zustandes auf einem Schauplatz erscheint, der längst nicht mehr der alte ist — wie ein Gespenst also am lichten Tage ist den Weimarer Freunden der alte König erschienen. Heute würden wir sagen, wie einer, der ein Menschenalter im Berge geschlafen hat. Das Gleichniß war ironisch gemeint, aber es hat in seiner Wahrheit etwas, worüber man erschrickt. Es kehrt übrigens, zwanzig Jahre später, wieder in unserer Dichtung, in Schillers Strophen an Goethe über „Mahomet“; wunderbar, daß es gerade bei diesem Anlaß wie mit innerer Nothwendigkeit wiederkommt. „Nicht Muster zwar kann uns der Franke werden“ — denn seine Kunst hat kein Leben, ihre Geschöpfe sind blutlose Schemen — „ein Führer nur zum Bessern“, der uns vor der Unform, dem Formlosen warne —

Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene. —

Das Etwas, welches Goethe etwa am 18. März an den Herzog von Gotha geschickt und worüber er sich die Meinung der fürstlichen Gebrüder ausgebeten hat, ist ohne Zweifel sein Gespräch über die Litteratur. Er hat es vorher seiner Fürstin vorgelegt. „Können

Sie gelegentlich", schreibt er am 10. März früh an Frau von Stein, „meine Literatur von der Herzogin zurücknehmen, so heben Sie mir's auf. Wenn Sie mit Ihr und auch Herdern darüber sprächen, wäre mir's sehr angenehm, denn ich möchte durch den Mund meiner Geliebten am liebsten hören, was sie davon sagen." Auch der befreundete Hof also sollte gehört werden. Wie die Herzogin Luise sich ausgesprochen hat, wissen wir nicht; sie war gleich wie Eleonore von Este im „Tasso" allem Streite abhold. Was Gotha gesagt hat, wissen wir, können es wenigstens errathen. Denn Prinz August hat ja, indem er seine vorläufige Meinung abgiebt, jenes Etwas noch nicht gelesen, und „vermuthet" nur, was es enthält. Ist es an dem, so befand er sich für eine vorläufige Antwort in der günstigsten Lage. Es giebt Fälle, wo man auf das Einzelne nichts zu erwidern hat — denn es hat mit allem und jedem seine Richtigkeit — und doch das Ganze „nicht opportun" findet. Und Goethe hat den fürstlichen Freunden Recht gegeben; er hat sein Gespräch, wie vormals Hamann seine Philippicam, im Pulte behalten. Denn daß er es gleich von vornherein entworfen habe, um es im Pulte zu behalten, es allenfalls ein paar guten Freunden im Vertrauen zu zeigen (diese Meinung ist geäußert worden), das glaube ein anderer. Als Dichter hat Goethe mit und zu sich selbst gesprochen; hier aber galt sein Schriftstellern einem äußeren Anlaß.

Wenige Monate später hören wir ihn mit großer Gelassenheit von dem Gegenstande reden. Es ist ihm aus der Hand der Frau von Voigts zu Osnabrück, der Tochter Justus Mösers, die von diesem verfaßte Gegenschrift zugegangen. Vor acht Jahren (Frühling 1773) waren die „Blätter von Deutscher Art und Kunst" erschienen, Beiträge von Herder, Goethe und Möser enthaltend; der Alte hatte hier mit dem Manne und dem Jüngling zusammen gestanden. Und jetzt tritt er für dieselbe „deutsche Kunst" ein, für die freie Schönheit gegen die gebundene, für das Mannigfaltige gegen das regelrecht Einförmige, für den englischen Park gegen die geradlinigen beschnittenen Taxushecken des französischen Gartens, für Shakespeare gegen Corneille, und wie für Shakespeare, so für Götz von Berlichingen. „Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götz von Berlichingen ist immer ein edles und schönes Produkt unsers Bodens, es hat recht Vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserem Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volks=

stücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen." Dem Könige selbst aber wagt der wackre Mann in den letzten Sätzen seiner Erwiderung zu sagen, daß er zu gut sei für die Franzosen. Er findet in manchen seiner Schriften, in der Instruction pour ses généraux, in vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben, „deutsche Kraft und Dauer"; er findet in der Schrift de la littérature allemande selbst „ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will". — „Es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr (der Franzosen) Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken."

Am 21. Juni 1781 beantwortet Goethe die Sendung — der Brief steht in seinen Werken, als Anhang zum Biographischen, und ich führe darum nur einige Sätze an: „Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennt, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt. Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen. — Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrot einladet und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. . . . . Was er von meinen Sachen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden! denn ich habe

mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit seinem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein" u. s. w. Groß und vornehm geantwortet, in der That; wir spüren etwas von jener „untadeligen Sophrosyne" (Besonnenheit, Mäßigung), die Goethe nach Wielands Zeugniß alsbald bewies, nachdem die kurze „tolle" Zeit in Weimar verrauscht war. Seit der Zeit ist er noch zurückhaltender geworden. Damals, als er in Berlin und Potsdam dem Treiben der Welt zusah und „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hörte", hat er die Götter gebeten, „daß sie ihm Muth und Gradsinn erhalten wollten bis ans Ende"; aber eben dort, im Gewühl kriegerischen Lebens, hat er doch auch, in ein kriegerisches Bild gekleidet, den Vorsatz ausgesprochen, zurückhaltender zu werden, noch mehr als früher. „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine

Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht' ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos. Nun fang' ich auch an die zu befestigen." —

„Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kannte, wie er ist", schreibt er im November an Merck. Aber zuerst ist sie doch auch ihm gar befremdlich erschienen. Wenn seine Stimmung sich bald geändert hat, so sind jedenfalls auch die Entgegnungen der Freunde dabei im Spiele gewesen, und unter diesen dürfen wir die Gothaer nicht vergessen.

Goethes Gespräch
über die deutsche Litteratur.

Es sind uns wohl Alle bekannt, denen Goethe sein Gespräch vorgetragen, und so auch alle Orte, wo es die Runde gemacht hat. Sollte nirgends sich eine fleißige Hand gefunden haben, wie die des Fräulein von Göchhausen zum Urfaust? In Gotha sind die feuilles du baron de Grimm abgeschrieben worden, und so manches andere, Prinz August selber ließ sich solche Arbeit nicht verdrießen. Sicher ist doch von seinen Papieren noch manches im Gothaer Hausarchiv vorhanden. Im Herbst 1781 hat Merck das Gespräch gehabt (das doch wohl wenigstens in einer Handschrift für Weimar und in einer für die auswärtigen Freunde vorhanden war), er sollte das Heft an Goethes Mutter weiter geben, und von der Frau Rath erwartet Goethe das Manuskript im November zurück. Merck hat es sich nicht versagt, von der Lectüre und dem Genusse, den sie ihm gewährt, etwas verlauten zu lassen. Auf eine Mittheilung dieses Inhalts erwiderte ihm Georg Forster den 3. November: „Ich kann mir wohl vor=

stellen, daß Göthens Schrift über die deutsche Litteratur meisterhaft geschrieben sein müsse. Meines Erachtens ist er just der Mann, darüber zu schreiben. Die Art, wie er dies Süjet behandelt hat, ist aus Ihrer Beschreibung vortrefflich passend." Diese Beschreibung, leider, fehlt uns. So sind wir auf Weimar zurückgewiesen.

In der früheren Weimarer Zeit liebte es Goethe, die nächsten Vertrauten Theil nehmen zu lassen an seinen Schöpfungen, wie sie sich gestalteten und vorrückten; später zog er es vor, das Fertige, Ganze vorzuzeigen, oder doch größere, völlig ausgestaltete Stücke. Sein engstes Publicum bildeten damals, neben Charlotte von Stein und der herzoglichen Familie, Herder, Knebel und Wieland. „Vielleicht bringen wir das Gespräch zu Stande. Erst will ich's Ihnen lesen und dann weitersehen." So wird, wohl am 20. Februar, Frau von Stein der übliche Abendbesuch angekündigt. „Knebel war schon bei mir", lautet das Billet vom 6ten. „Ich habe ihm die Litteratur vorgetragen, an der ich gestern gearbeitet habe."

„Knebel war bei mir" — er kam wie gerufen. Denn Knebel (geboren 1744) war zehn Jahre in des großen Königs Diensten gewesen, hatte als Offizier im Regiment des Prinzen von Preußen in Potsdam gestanden. Im Jahre 1773 hatte er seinen Abschied genommen und bald sich in Weimar fesseln lassen, wo ihn Anna Amalia zum Hofmeister ihres jüngeren

Sohnes, des Prinzen Constantin, machte. Er kannte ihn also persönlich „den großen Friedrich, der um Alles wußte" (dies sind seine Worte) und er, der schon im Kriegsrocke, wie Ewald von Kleist, den Musen gedient hatte, der Freund Ramlers und Gleims, wußte ein Wort mitzureden jetzt, „wo der große König etwas willkürlich und ungerecht mit der deutschen Litteratur sein Spiel trieb". Ja noch mehr: er war selbst auch bei der „Littérature allemande" im Spiel. Ein einziges deutsches Gedicht hatte dem Könige höchlich gefallen — das „Gedicht eines Anonymus". Und daß ihm dies vor Augen gekommen, war Knebels Verdienst. Denn Knebel hatte „die Mädcheninsel", die er in einer Anthologie (1773) gelesen hatte, um sie mehreren Freunden zugänglich zu machen, besonders drucken lassen, und von diesem mit lateinischen Lettern hergestellten Drucke war ein Abzug dem Könige „zugekommen". „Daß es wirklich geschehen sey (sagt Knebel), erfuhr ich nachher aus dem Munde Derer, die um ihn waren." Auch von dem „Anonymus" aber konnte Knebel als von einem Bekannten berichten; denn wenige Monate erst war es her, daß er auf der Heimkehr von einer Schweizerreise ihn, der abseits von der großen Heerstraße lebte, aufgesucht hatte. Knebel hat das alles mehr als zwanzig Jahre später bekannt gegeben in einem schlichten Bericht, der in Herders „Adrastea" (1804) gedruckt worden ist: „Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen

Superintendenten Joh. Niklas Götz zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim." [1]) Sollte er von seinem Erfolge damals geschwiegen haben, als Goethe ihm seine „Litteratur" vortrug? Es ist kaum zu glauben.

Die erste Leserin, nächst Charlotte, ist die Herzogin gewesen. Nach ihr hat Herder die Handschrift gehabt. Wie die Fürstin und wie Herder darüber urtheile, sollte Charlotte berichten. Der einzige, dessen Mitwissen auch uns zu gute kommt, ist Herder. Er hat es nicht unterlassen, seinem Freunde und Gevatter Hamann, mit dem er alles austauschte, woran er selbst menschlich oder wissenschaftlich Antheil nahm, von Goethes Neuestem eine Nachricht zu geben. Der Brief, bis jetzt ungedruckt, ist (wie häufig die Briefe, die aus Herders Hause nach Königsberg gingen) eine Familien- und Litteraturchronik, die ersten fünf Monate des Jahres umfassend, begonnen Anfang März, geschlossen den 21. Mai: Häusliches, Weimarer Begebnisse, Auswärtiges, gelehrte Sachen, „bona mixta malis", eine lose bunte Reihe. Hier nur, was uns angeht. „Lessings Tod" — „So wenig ich mit ihm im engen Briefwechsel gestanden: so eine große Gestalt war er doch in unsrer litterarischen Welt für mich, die ich mir oft nahe fühlte. — Die große Lücke steht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeschnittene freuen sich in der Stille." Ein Hieb auf den Verfasser der Braunschweigischen Schutzschrift. „Jerusalem ist ein

kleiner, enger, politischer Kopf, ein Hofmann, Gottserbärmlich; seine Zeit wird auch ausgehen, und aus seinem Urtheil mach ich mir sehr wenig." Nach allerlei Weimarer Neuigkeiten ein Wort von einem neuen „platonischen Gespräch" des jüngern Hemsterhuis[2]). Und hier, beim Urtheil über die Form dieser kleinen philosophischen Schrift, geräth der Schreiber endlich auf das, was für uns das Wichtigste ist.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß Göthe ein Gespräch „in einem Wirthshause zu Frankfurt, an der table d'hote" geschrieben hat, wo ein Deutscher und Franzose sich über des Königs Schrift sur la liter. Allemande besprechen? Er hats mir zu lesen gegeben und es sind einzelne schöne Gedanken drinn; das Ganze aber hat mir nicht gnuggethan und die Einfassung nicht gefallen. Er wills Französisch übersetzen lassen und so herausgeben, wo es sich aber nicht ausnehmen wird."

Herder hat sich auch gegen Goethe selbst nicht unbedingt zustimmend geäußert. Wir besitzen die Zeilen, mit denen Goethe ihm für die Kritik dankt. Sie lauten (ich gebe sie genau nach der in Herders Nachlaß erhaltenen Handschrift):

Für die Monita dank ich recht sehr.

Was verändert werden muß und kan, will ich gleich abthun, und nachher wenn du magst noch einmal mit dir darüber sprechen.

Es ist wunderbaar daß ich bey mehrmals durchlesen übersehen habe daß hinten der Franzos als Deutscher spricht. Man familiarisirt sich mit so einen Dinge daß man zu lezt gar nichts mehr drinne sieht.

Was du von der Akademie sagst verändert viel, ich will sehn wie ich ihm ausweiche. Leb wohl und nimm nicht übel daß ich dich mit dieser Kleinigkeit plage.

d. 23. März 81. G.

Beide Briefe ergänzen und erläutern sich gegenseitig. Wir verstehen nun erst, was es auf sich hat mit dem Franzosen, der schließlich als Deutscher spricht. Wir können uns nun doch eine Vorstellung von dem Werkchen machen, dank dem mäkelnden Kritiker. Wir können uns denken, warum ihm das Ganze nicht Genüge gethan, und wie weit das mit der „Einfassung" zusammenhängt.

Ein Tischgespräch in einem Gasthof zu Frankfurt — so hat sich wohl niemand das Gespräch über die deutsche Litteratur vorgestellt. Auf der Stube der neckischen Göchhausen hat Goethe daran geschrieben, die Champagnerflasche neben sich, so hat er seinen Deutschen und Franzosen zur Sprache gebracht. Dann haben sie manchen Abend ihm das Geleit zur Freundin gegeben. Ich denke mir manches, vieles in der „aufgeknöpften Manier" des ersten Egmont verfaßt. „Vortrefflich passend" war in der That diese „Art, das Süjet zu behandeln" — so anscheinend leichthin, im Conversationstone, nicht in dem einer akademischen Disputation. Schwer und gründlich und ernsthaft langweilig haben sich andere über das Schriftchen Friedrichs ausgelassen, diesen Ton schlagen fast alle Wider-

legungen an; hier aber hat sich ein Dichter der angegriffenen Sache angenommen. „Heiter ist die Kunst.“ Und ein glücklicher Treffer ist auch insbesondere noch die Wahl des Orts, des Großhandelsplatzes, wo sich das Fremde jahraus jahrein neben dem Einheimischen rührte und regte, wohl empfangen und gelitten, ohne Abbruch an vaterländisch tüchtigem Wesen.

Die sachlichen Monita nimmt Goethe dankbar an. Herder hat etwas auszusetzen gefunden an der Art, wie die Akademie der Wissenschaften hineingezogen war. „Was Du von der Akademie sagst, verändert viel.“ War Goethe ihr nicht gerecht geworden? Man muß es annehmen; denn was Herder entgegnet hat, kann nicht in ungünstigem Sinne gesagt sein. Er war es seiner papauté académique schuldig, für das Institut einzutreten. „Leibnitzens Stuhl in der Akademie ist Ihnen sicher“, hatte ihm Hamann prophezeit, und in landsmännischem Stolze der Hoffnung, daß es sich so einst gestalten werde, Worte geliehen in der Lettre au Salomon de Prusse [3]) (die Goethe „ganz ohne Gleichen“ fand): „Herder sera Platon et le Président de Votre Académie des sciences.“ Im Jahre 1780 war „le cadet perdu pour sa patrie, mais digne d'être le Président de l'Académie“ wenigstens nahe daran, auswärtiges Mitglied zu werden; die Ernennung war nur deshalb unterblieben, weil er es abgelehnt hatte, in der üblichen Weise beim Könige um diese Ehre nachzusuchen. Freilich war die Akademie jetzt

noch, wie Hamann spöttelte, ein „französisches Institut". In französischer Sprache erschienen die Verhandlungen, die Jahresberichte, so wurden noch alljährlich die Preisaufgaben ausgeschrieben. Doch wurde das immer mehr zur bloßen Form, und man brauchte kein Prophet zu sein, um eine Zeit vorauszusehen, wo die Akademie das französische Hofkleid abwerfen würde. Wenn, wie Nicolai einst Herder anvertraut hatte, die Sulzer und Lambert vor dem Könige „sich zu Franzosen machen mußten", so waren sie doch für sich gut deutsch geblieben und Zierden deutscher Wissenschaft. Herder wußte gut genug, wie man im Schooße der Akademie selbst über das Französische als Sprache der Wissenschaft dachte.

Zu seiner ersten Preisschrift „Ueber den Ursprung der Sprache" (deren Grundgedanken Jakob Grimm „immer noch zutreffend" gefunden hat, als er achtzig Jahre später vor der Akademie denselben Gegenstand behandelte, „dem Genius ihres Verfassers huldigend") ist der übliche Précis d. h. die kürzende Uebersetzung, welche in der Sitzung verlesen wurde, von Merian verfaßt worden. Merian (Hans Bernhard), aus einer berühmten Baseler Familie, Mitglied der philosophischen Klasse, stand bei dem Könige in solchem Ansehen, daß er 1771 in die durch den Tod des Marquis d'Argens erledigte Stelle des Directors der Klasse der „belles lettres" aufrückte. Ueber jene Arbeit, die sich besonders in Folge des erwähnten Stellenwechsels ver-

zögert hatte, giebt er dem Verfasser der Preisschrift in einem französischen Briefe, 21. Februar 1772, Auskunft. Er gedenke, schreibt er, den Auszug zu veröffentlichen, sobald er ihn durch nochmalige Durchsicht des Verfassers „weniger unwürdig gemacht". Die sich anschließende weitere Erklärung theile ich unverkürzt mit.

Mais je dois vous demander grâce, si vous n'y trouverez pas vos idées rendues avec cette force et ces traits de génie qui caractérisent vos écrits et votre style. Quand je pourrois atteindre jusques-là, l'instrument me manqueroit encore. Vous savez, Monsieur, combien la langue françoise est défectueuse à cet égard, et qui connoît mieux que Vous le fort et le foible de toutes les langues? Je me suis donc vu réduit à tourner autour de vos idées, à les rendre par des équivalens, autant que je l'ai pu, et par approximation, si je puis me servir de ce terme. D'ailleurs, si vous n'êtes pas content de votre ouvrage, jugez si je dois l'être du mien. Mais permettez-moi de vous dire, Monsieur, que vous êtes bien difficile de ne pas trouver bon ce que nous avons trouvé si excellent. Et quoique je vous aye furieusement gâté dans mon extrait, je n'ai pourtant pu si bien faire que cet extrait, malgré sa longueur, n'ait été écouté avec le plus grand silence et la plus grande admiration.

Derartiges vergißt man nicht, auch war es keine vereinzelte Erfahrung[4]). Herder hatte sich durch seine Weigerung von der Akademie ausgeschlossen, so lange Friedrich lebte. Vom 25. August 1787 (seinem 43.

Geburtstage) ist der deutsche Brief datirt, in welchem Hertzberg ihm die Aufnahme anzeigt. Es ist die Rede darin von dem „Anspruch auf nähere Verbindung mit der Akademie", den Herder sich „längst erworben". „Ich habe Sie also zum auswärtigen Ehrenmitgliede vorgeschlagen; Sie sind einmüthig dazu gewählt worden und Seine Königliche Majestät haben es genehmigt." Daß sich ein entschiedener Fortschritt zur „Deutschheit" in der Akademie vollziehen werde, ja daß ein solcher vorhanden war, darauf konnte Herder schon 1781 hinweisen, und höchst wahrscheinlich hat er darauf hingewiesen, veranlaßt durch das, was er in Goethes Gespräch gelesen hat.

Von seinen andern Monita läßt sich nichts errathen. Goethe hat nicht bloß Aenderungen beabsichtigt, sondern auch eine Fortsetzung. „Das Gespräch über die D. Litt.", schreibt er an Merck, „will ich noch einmal durchgehen, wenn ich es von der Mutter zurückkriege. Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbei, und ich habe darüber nichts mehr zu sagen." Dabei ist es verblieben.

Herder, Wieland und die Auswärtigen.

Viel hatte Herder über den Gegenstand zu sagen; durfte sich doch der Verfasser der Schrift über die neuere deutsche Litteratur recht eigentlich als deren Wortführer betrachten. An ihn zunächst war Prinz Augusts beschwichtigender Brief gerichtet; die erbitterte Auslassung über Jerusalem allein schon läßt auf ein entschiedenes Mißbehagen schließen. Ueber Friedrichs Schrift muß Herder sich, nach erster Lectüre, stark ausgelassen haben (gelinde zu reden war seine Art nicht, wo ihn etwas widrig berührte); stärker vielleicht noch, als gegen den Prinzen August, in einem Schreiben an Hamann vom Ende des Jahres 1780, einem „Zeitungsbriefe" der oben geschilderten Art. Leider ist derselbe gerade nur bis zu der Stelle erhalten, wo es über die Littérature allemande hergegangen ist. „Doch gnug der humilium, meine Muse: altiora canamus! also ein neues Papier her." Dies Blatt, mit dem „Gesange von höheren Dingen" fehlt.

Wie es geklungen hat, läßt sich vermuthen nach der Antwort, die Hamann darauf am 1. Jänner 1781 ertheilt. Ich lasse ein paar unleserliche Worte aus. „Den Orbil der Littérature Tudesque habe zweymal in Original und eben soviel mal in der Uebersetzung gelesen. Was Sie vom Despotismo des Geschmacks sagen, ist wirklich seine Absicht, den welschen einzuführen. Alles soll Ein Leisten, Ein Schuh sein, Fabrike und Heerdienst sowie . . und Kritik. . . .[1]) Das philosophische Antichristenthum ist an die Stelle des Päbstischen getreten, und die Philosophie ist der Koran des Lügenpropheten und seines Islamismus. Doch ich will Sie nicht länger mit Ihrem eigenen Fett beträufen." Uebrigens war Hamann dem Weimarer Freunde schon auf halbem Wege entgegengekommen; sein Brief vom 18. December muß sich mit dem Herders gekreuzt haben. Hamann nimmt kein Blatt vor den Mund; geringschätziger ist wohl von niemand über des Königs Schrift geredet worden. Die ganze Stelle ist äußerst charakteristisch für den wunderlichen Heiligen und für die gräuliche Stimmung, in die er sich hineingelesen hat. Sehr mit Unrecht hat der Herausgeber von Hamanns Schriften diese, sowie die oben mitgetheilte unterdrückt. Zum Verständniß gehört, daß Hamann etliche Monate zuvor „Zwey Scherflein zur neuesten Deutschen Litteratur" hatte drucken lassen, ein Schriftchen von wenig Blättern, das dem Anschein nach sich mit Klopstocks orthographischen Marotten

herumschlägt, nebenbei aber durch allerlei hineingezwängte polemische Anspielungen wider „Welschlands unsaubern Geist“, die Grammatiker auf dem Throne, „die Vormundschaft des obrigkeitlichen Arms“ in geistigen Dingen und etliches andere protestiren soll. „Nun, liebster Herder, kommts Ihnen nicht auch omineux vor, daß der Salomon du Nord ein Nebenbuler des Magus in Norden geworden. Freytags Abends bekam ich die Skarteque, da ich eben denselben Morgen die Geschichte des trunknen Noah gelesen hatte. Ich wünschte, daß ein welscher Bel-esprit die Rolle des Chams auf sich nähme, wie Raynal bereits gethan. Der seel. Quandt erscheint wie Samuels Schatten dem verworfenen Saul[2]). Solche herculische Pudenda von Unwissenheit und Eigendünkel sind der wahre Charakter seiner Größe. Behandelt er doch unsere Litteratur mit seinem welschen Gänsekiel wie der Lügenprophet Bileam seine Eselin; das Knie hat sie schon gebeugt — an dem Wunder wird es auch nicht fehlen — an einer Antwort in seine Göttersprache.“ Er thut sich des weiteren etwas darauf zu gut, „die falschen Grundsätze voraus gerichtet zu haben“, und fragt in allem Ernst, ob nicht „die welsche Déduction de la Litt. all. ein vortheilhaftes Licht auf seine Scherflein zurückwerfe“.

Nicht so böse wie diese barocke Zornrede des „Alten vom Berge“ (so nennt Klopstock den Spender der Scherflein), doch aber entschieden mißbilligend lautet

das Urtheil, das Carl Friedrich von Moser, der Herausgeber des patriotischen Archivs, Hamanns und Herders Freund, in einem ungedruckten Briefe an den letzteren abgiebt. Er saß damals einsam auf seinem Gute Zwingenberg, verbittert durch schnöden Undank und Ungerechtigkeit seines Landesherrn. „Die Königliche Litteratur-Fehde“ (schreibt er den 4. Februar 1781) „ist doch eine seltsame und unerwartete Erscheinung. Ein Werk über die Kunst Gold zu machen hätte ich eher in der Reihe der Möglichkeiten geglaubt, als diese Critic. Doch die Könige und Fürsten thun oft alles eher, als just das, was sie könnten und resp. sollten.“ Und nun kommt er auf die absurden Passionen seines Allergnädigsten und des Erbprinzen. Uns kann das alles, wie gesagt, nicht wundern. Dieser Ton der Befremdung, der Mißbilligung mußte bei den näher Betheiligten auf den ersten Eindruck allgemein sein. Befriedigt war im Grunde niemand — am ehesten waren es die alten Herrn aus Gottscheds Schule. In ihrem Namen hat der Breslauer Arzt und Dichter Tralles das Wort genommen und dem königlichen Herren ergebenst gedankt für die „vortreffliche Schrift“, die (so hoffte er) noch zu rechter Zeit dem durch Klopstock und — Goethe eingerissenen Sprachverderbniß steuern werde. Ihm ist das Urtheil über Shakespeare und seinen deutschen Nachahmer aus der Seele geschrieben. Er bedauert es, „daß Lessing, der die reine deutsche Sprache in seiner

Gewalt hat, wie er es vorher so oft gezeigt, sie in seinem Nathan dem Weisen, von Goethen angesteckt, geflissentlich zu verderben bemühet gewesen". Und so ist denn noch vieles nach seinem Sinne, natürlich nicht, was über die Schüler des Galenus gesagt war[3]).

Doch diese litterarischen „Rückkehrenden" verdienen hier kaum einen flüchtigen Blick. Ueber jenes Verneinen und Ablehnen, das ja an sich so begreiflich war, ist Herder hinausgekommen. Des Königs Vorliebe für die Franzosen war und blieb natürlich ihm zuwider, wie jedem Deutschen, der sich fühlte. Noch etliche Jahre später äußert er sich herbe darüber, daß die Männer „auf den Fürstenstühlen Deutschlands Franzosen sind und die barbarische Sprache, in der er schreibe, nicht verstehen und also verachten". Aber dem Positiven, Nutzbaren und Werthvollen hat er sich nicht verschlossen, und so war wohl seine Erbitterung schon im Schwinden, als er Goethes Gespräch las und (wie ich annehme) für die Akademie, von der er in jüngeren Jahren ganz wie Hamann geurtheilt hatte, ein Wort einlegte. Er hat alsbald, was wichtiger ist, sich selbst zur Behandlung des nämlichen Gegenstandes angeregt gefühlt. Nicht zu einer Entgegnung, deren ja ohnehin mehr als genug erschienen, sondern nach seiner Weise giebt er der Sache gleich einen großartigen Wurf. Den 18. April schon läßt er den Verleger seiner Erstlingsschrift, seinen alten Rigaer Freund

Hartknoch, wissen: „Die Fragmente haben jetzt durch die Schrift seiner Majestät von Preußen einen neuen Zunder der Wiederauferweckung erhalten"; seinem Verlag solle auch dies Unternehmen zu statten kommen, „allmaßen ichs zu einer ganz neuen Schrift zu machen gedenke". Er hat sie gleich in Angriff genommen, und der in der Handschrift erhaltene Entwurf zu diesen neuen „Fragmenten" zeigt, wie ernstlich und gründlich es mit der Wiederauferweckung gemeint war. Der Anschlag geht auf vier Bändchen. Im zweiten Theil, der den Einfluß der griechischen Litteratur auf die deutsche darstellen soll, finden wir ein Kapitel im Umriß angegeben: „Sophokles, Lessing, Göthe, Griechisches Trauerspiel, unsres". Im dritten Theil, der ebenmäßig das Verhältniß unserer Litteratur zur römischen betrachtet, beim Lehrgedicht die Reihe: „Lukrez, Haller, Creuz, Withof" (alle drei von Herder hoch geschätzt), „König von Preußen". Bald indessen gewannen andere Pläne die Oberhand: auf der Höhe des Lebens (nahe dem vierzigsten Jahre) wendet sich Herder zur Ausführung seiner Lebensaufgabe, zu der fast alle seine früheren Arbeiten nur Vorbereitungen gewesen waren: seit 1782 plant er die Neubearbeitung seiner „Philosophie der Geschichte der Menschheit". Neben und nach den „Ideen" aber haben sich doch wenigstens beträchtliche Theile jenes litteraturgeschichtlichen Werkes ausgestaltet; sie gehören zu dem Reifsten, was Herder geschrieben hat. Unter dem alten Namen „Fragmente"

bilden sie den Hauptstock der siebenten und achten Sammlung seiner „Briefe zu Beförderung der Humanität“ (1796); anderes, wie das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“, steht in den „Zerstreuten Blättern“ (1793). Durch diese wiederaufgeweckten „Fragmente“ ist Herder Begründer einer wissenschaftlichen Litteraturgeschichte geworden; er zuerst hat es verstanden, die Bedingungen des Werdens und Wachsthums (er sagt die „Wurzeln“) einer Litteratur zu erforschen, und ihre Eigenschaften durch vergleichende Betrachtung mit Verwandtem und Entgegengesetztem darzustellen.

Friedrichs Gestalt aber begegnet uns fast schon am Eingange der Humanitätsbriefe; denn — so schreibt Herder an Gleim, der seinen Einzigen fortfuhr wie einen Gott zu ehren — „Ihr alter König war ein großer Feldherr in dieser Versammlung“ (der „Humanisten“ nämlich oder Humanitätsfreunde). „Wir sind darüber einig“, hebt der siebente Brief an (1793), „daß wenn Ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich sein müssen.“ Dieser Brief, der sich weiterhin mit einem von Joh. Niklas Götz zierlich übersetzten Gedichte Friedrichs schmückt:

Blüht, ihr freundlichen Künste,
Blüht! Die goldenen Fluthen
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln
Eures heiligen Hains —

leitet über zu einer reichen, wohlgeordneten Auslese von „Gedanken und Maximen" des Königs, die Herder emsig und umsichtig aus fast allen Bänden der Oeuvres posthumes zusammengetragen hat, um ein Seelenbild des humanen Helden zu geben. Ueber fünfzig Seiten nimmt diese Auslese in den beiden ersten Sammlungen ein[4]). „Wenn Friedrich immer so gefühlt hat — lautet das Begleitwort zu Friedrichs Lettre sur l'humanité — als er hier schreibt (und in den unhumansten Situationen seines Lebens wurden ihm diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen . . . Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen und zwar so, als ob sie den großen König selbst hörten."

Doch von dieser allgemeinen Würdigung Friedrichs in Herders Schriften — sie würde ein reiches Kapitel ergeben — muß ich hier absehen. Ich beschränke mich darauf, Herders Stellung zu der Litteraturschrift des Königs anzudeuten. Herder hatte ein vorzügliches Gedächtniß, und so begegnet uns noch in seinen späteren und spätesten Arbeiten manches, was wie eine

Antwort auf die Schrift vom Jahre 1780 klingt, und nicht weniges, was auf die von ihr empfangene Anregung zurückgeht. Noch in den nachgelassenen Werken finden wir ein Fragment „Deutsche Hoheit", welches ähnlich wie Friedrichs Schrift den kriechenden Stil der Widmungszuschriften gelehrter Werke geißelt; daran schließen sich „Briefe, den Charakter der deutschen Sprache betreffend" (verfaßt im Jahre 1801), die in gleichem Sinne sich über Mängel und Vorzüge unserer Sprache verbreiten[5]). Gegen „Franzosen-Sucht" und Ausländerei kämpfen die Humanitätsbriefe schonungslos; im Kreise Fridericianischer Gedanken aber fühlen wir uns beim Lesen dieser Briefe und gleichzeitiger Aufsätze oft, und noch öfter können wir beobachten, wie der Verfasser sie in eigenem Geistesfluge überboten, erhöht und fortgebildet hat. Er erwartet einen höheren Zustand unserer Litteratur und Bildung, wenn einst, nach der Weise des klassischen Alterthums, Kunst und Leben sich durchdringen, wenn der Redner wieder Staatsmann, der Staatsmann Redner ist; er sieht eine Zeit kommen, wo auch wir einen Thucydides und Demosthenes haben werden, eine Zeit, in der große nationale Thaten geschehen und das öffentliche Leben sich freiheitlich gestaltet; die Unfertigkeit und Unbeholfenheit unserer Umgangssprache wird sich verlieren, wenn das gesellige Leben sich freier entfaltet und die Schranken der Standesunterschiede überwindet. Auch dazu werden die Alten unsere

Führer sein — „mörderische Hände haben sie, die Griechen und Römer, unsern Schulen entreißen wollen, weil in ihnen die Jünglinge mit Freiheitsideen genährt würden, die, wie sie sagten, in unsere Staaten nicht gehören“ [6]). Aber auch unmittelbare Bezüge und namentliche Erinnerungen kommen in dieser Zeit noch vor. In einer Abhandlung: „Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?“ (veröffentlicht in der Berliner „Neuen Deutschen Monatsschrift“ 1795) wird die Aufgabe gestellt, eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu schreiben, „die Jerusalem unserm unsterblichen Friedrich schon als geschrieben ankündigte“. Und jenem gewagten Vorschlage Friedrichs: „mettez un a au bout de ces terminaisons et faites-en sagena, gebena, nehmena“, vielmehr dem Sprachgefühl, auf dem er beruht, wird eine geschichtliche Berechtigung zugesprochen in dem „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“ (1793); zum Ludwigsliede und zu Otfrieds Evangelienharmonie macht Herder die Bemerkung: „Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der unsterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte; und es ist überhaupt zu bedauern, daß die oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdrängt worden“ [7]).

Zu Grunde liegt auch hier der Gedanke: das Deutsche ist erst auf dem Wege, sich aus jahrhundertelangem Verfall zu erheben; es ist, im Wörtlichen so-

wohl wie in den Satzgebilden, einer Erhöhung und Weiterbildung fähig und wird sie erreichen in dem Maße, als es sich seiner Eigenheit und alten Kraft bewußt wird.

Und diese Ueberzeugung hat Herder, einer der Wenigen, die vor hundert Jahren von unserer älteren Sprache etwas wußten und wissen wollten, ausgesprochen eben im Hinblick auf die Schrift des Königs. Während Klopstock, der die Sprache und sich selber auf dem Gipfel der Vollkommenheit wähnte, mit stolzem Mitleid auf den königlichen Zweifler herabsieht, pflichtet Herder, einer der größten Prosaiker und ohne Zweifel der beredteste aller Deutschen damals, diesem bei, er sieht die Vollendung in weiter Ferne.

In den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" — man wird es kaum an dieser Stelle erwarten, doch in dem Buche steht manches, was man nicht eben da erwartet — und zwar im fünfzigsten und letzten dieser Briefe stehen (es ist von Bibelübersetzung die Rede) folgende Sätze: „Wir verstümmeln die Sprache, schreiben kraftlos oder geziert; kurz, das reine, ächte Deutsch, das unsere Vorfahren schrieben, ehe so viele fremde Sprachen in Deutschland bekannt waren, hat sich in der neuesten Zeit ziemlich verloren. Es wird sich wieder finden, und vielleicht aus unserem Verderbniß eine reiche, schönere Sprache hervorgehen; warten Sie also und üben sich in der Stille" [8]). Geschrieben ist das an der Jahreswende 1780/81, d. h.

unter dem unmittelbaren Eindruck des Büchleins De la littérature allemande. Wie dort, wird ein besserer Zustand erwartet und angestrebt; nur daß das Bessere erwartet wird gerade von dem Abthun eben jenes Fremden, von dem der König sich noch Vortheile verspricht. Hier aber wie dort der Rath: Uebersetze! Herder hat sehr viel übersetzt „um der Sprache willen" d. h. zur Uebung; seine Empfehlung beruht auf reicher Erfahrung.

Diesen Rath nun wiederholt er im Jahre 81 noch da, wo er am meisten am Platze ist, in der Schule. Als Ephorus scholarum des Herzogthums leitet er, der Sitte gemäß, die öffentliche Prüfung der Klassen des Weimarer Gymnasiums mit einer Rede ein. Zum Thema hat er gewählt: „Ueber Schulübungen". Zunächst und allem Andern voran betont er die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit des Uebersetzens. Und so lauten seine Worte:

„Ueber das Erste mag der größte Held und Regent unserer Zeiten, der König von Preußen, Zeuge sein, dem wohl Niemand in Europa einen klaren, weitsehenden Blick absprechen wird: gute Uebersetzungen aus den Alten hält er für das erste Hülfsmittel zu Bildung einer Nation und Sprache. Wie nützlich sie Jünglingen sein können, ist kaum zu sagen."

Eine öffentliche Kundgebung im eigentlichsten Sinne war schon früher erfolgt. Weimar hatte sein Organ, eine Monatsschrift, durch die es sich mit allen

Gebildeten, die von deutscher Litteratur wissen mochten, in Beziehung setzte, es war der von Wieland herausgegebene Teutsche Merkur. Im März 1781 brachte der Merkur zum ersten Mal einen „Artikel", der, wie der Herausgeber erklärte, fortan beibehalten werden sollte, nämlich „Auszüge aus Briefen, merkwürdige Vorfälle und Angelegenheiten der Gelehrten Republik, neue Bücher und andre Litteratursachen betreffend". Ein merkwürdiges Kleebatt von Briefen in der That, womit der neue Artikel eingeführt wird; drei von dieser Art sind wohl unter der Rubrik nicht wieder zusammengekommen, vielmehr zusammengestellt — denn eins und zwei sind sicher als Gegenstücke gedacht. Auch der dritte, aus Straßburg eingelaufen, hat es mit einer Persönlichkeit zu thun, die europäischen Ruf erlangen sollte: „Ein neuer Thaumaturg — er nennt sich einen Grafen von Calliostro." Wir verweilen bei dem Paare: Lessing und Friedrich.

1. Lessings Tod.

„Und so ist Lessing auch aus unsrer Mitte weggerückt! Das ist nun der vierte große Verlust, den das gelehrte Teutschland im Lauf von drei Jahren erlitten hat, und mir, ich gestehe es, der empfindlichste. Haller — Lambert — Sulzer — nun auch Lessing! — Dieser letzte Schlag hat mich betäubt; aber mit jedem Tage fühl' ich's schmerzlicher, was wir an diesem seltnen Mann verloren haben. Denn o! wie selten werden so

viele, so mannchfaltige, so große Talente in einer Person vereinigt! Und wenn ich überdenke, was ein einziges Werk, wie Nathan der Weise, ist — was es für mich, für jeden, der einen Sinn für Vollkommenheit in Werken des Geistes hat, ist — was nur etliche solche Bogen, wie die Erziehung des Menschengeschlechts, für mich waren — welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs! — und mir dann sagen muß: Er ist nicht mehr, der meinem Geist und Herzen solche Feste geben konnte! Von dem ich noch so viel hoffen konnte! Diese Quelle von Licht und Kraft ist nun auf immer verstopft! — Es ist traurig, liebster Freund, traurig, so die Besten seines Volks und seiner Zeit zu überleben — und traurig, zu sehen, wie Wenige die Größe eines solchen Verlusts nur zu fühlen fähig sind. Und doch, da er nun den Neid nicht mehr reizen, die Dummheit nicht mehr in Verlegenheit setzen, die Tartüffen nicht mehr beunruhigen, und keinem der wohlmeinenden Leute, die wider ihn geschrieben haben oder noch schreiben werden, mehr Antwort geben kann — nun werden Sie sehen, wie sich alle Stimmen vereinigen werden, die Größe des Mannes — den so Wenige zu würdigen im Stande sind — anzuerkennen. Man wird sich umsehen, nach einem, der diesen leer gewordnen Stuhl an der kleinen Tafelrunde der Weisen ausfüllen könnte — Man wird sich fragen: wo ist nun der Denker, der helle, tiefblickende, weitumschauende philosophische Denker, der uns diesen Denker — wo ist der Schriftsteller, der uns diesen Meister in der Kunst der Komposition und Darstellung — wo ist der Kenner der menschlichen Natur, der uns diesen Menschenkenner — wo ist der Mann von Geschmack und feinem, scharfen, sichern

Urtheil, der uns diesen Mann ersetzen könne? und man wird sich keine Antwort geben können. . . . . .“

2. De la littérature Allemande etc.

— Sie wollen meine Meynung über diese Schrift wissen, von welcher seit etlichen Monaten soviel gesprochen wird? Mich däucht es ist nur Eine Meynung darüber möglich; wenigstens scheint die teutsche Nation noch über keine andre so einstimmig gewesen zu seyn als über diese. Seit vielen Jahren waren wir so gut als gewiß, daß der erhabene Verfasser niemals an unsrer Litteratur einigen Antheil genommen habe. Nunmehr werden wir durch diese Bogen eines andern überzeugt. Wir sehen, daß Er sich in vorigen Zeiten mit ihr beschäftigt, und die besten Gesinnungen für sie hegt, auch noch das Beste von ihr zu hoffen und zu wünschen geneigt ist. Nur wird das Vergnügen, das wir hierüber empfinden, wieder unterbrochen, da sich freylich aufs deutlichste (im Merkur steht: deutliche) zu Tage legt, daß er sie in den neuern Zeiten seiner königlichen Aufmerksamkeit und väterlichen Sorgfalt, die für uns so fruchtbar hätte werden können, nicht gewürdigt habe. Vieles Gute, das sich bey uns hervorgethan, manche Mängel, die man uns noch vorwerfen kann, manche Fehler, in die wir gefallen sind, scheinen Ihm alle gleich unbekannt. — Sollen wir nicht hoffen, daß in diesen lezten friedlichen Zeiten Seiner Regierung auch die teutschen Musen den günstigen Einfluß seiner Vorsorge, die sich über Alles erstreckt, empfinden werden? — Dies werden Sie mir wenigstens zugeben, daß es nicht an Schriftstellern fehlt, welche, wenn sie die auf uns passenden Anmerkungen und Vorschläge benutzen wollten, großen Vortheil aus diesen wenigen Bogen ziehen könnten.

„Lessings Tod“ — nur Herder konnte damals in diesem Ton darüber schreiben. Mit Recht hat Rudolf Haym das kleine Stück, das hier nur bis zur Mitte wiedergegeben ist[9]), in seiner trefflichen Biographie Herders für diesen in Anspruch genommen. Es redet in dieser herrlichen Parentation dasselbe Gefühl, wie in jener Klage, die sich in dem gleichzeitigen (oben mitgetheilten) Briefe an Hamann ergießt. „Bona mixta malis — und so wirds fortgehen, bis man ins Grab fällt. Auch Lessings Tod gehört dazu: der mir sehr bitter gewesen ist und den ich noch nicht vergessen kann.“ Ja der öffentliche Nachruf ist, genau betrachtet, nur die reichere mit der Herder so natürlichen Rhetorik ausgestattete Darstellung dessen, was dort, dem Freunde gestanden, kurz lautet: „Die große Lücke steht nun da.“

Bei dem zweiten Stück möchte ich nicht, wie Haym gethan, auf Herder als Verfasser rathen. Es ist keine Herderische Ader darin, weder im Stil (Wieland weist selbst auf die „Verschiedenheit der Schreibart“ hin) noch im Urtheil; so objektiv und gemäßigt wäre es schwerlich jetzt schon aus Herders Feder geflossen. Gelassen, ohne eine Spur von Empfindlichkeit, nicht ohne leise Ironie — so, stelle ich mir vor, war in Weimar am ehesten Wieland selbst in der Verfassung zu schreiben, wenn er sich zum Zwecke über die Stimmung des Augenblicks erhob. Und litterarische Weltklugheit besaß er ja genug, um in diesem heikeln Falle

dem Namen seiner Zeitschrift Ehre zu machen. Mag er aber dies „Eingesandt" selbst verfaßt oder nur bestellt haben, er hat es so geschickt wie untadelig und würdig angefangen. —

Von Hamburg erläßt Klopstock seine geharnischten Erklärungen in verschiedenen Odenmaßen. Er sitzt, wie weiland der herrliche Pelide, grollend bei den Schiffen. Ginge es nach ihm, so würde dem Könige von Preußen jetzt und fortan der Tempel der Unsterblichkeit verschlossen. „Denn betritt er nicht noch", so hatte er im Sehertone vor zehn Jahren verkündet,

Die Bahn des vaterländischen Mannes, so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn [17]).

Und nochmals (1779), wie im Vorgefühl der Unbill, die noch bevorstand, hat er ihn angerufen: „Du, der des Herrschers Weg zur Unsterblichkeit mit scharfem Blick sah, aber .... Nicht sahst, daß Deutschlands Dichtkunst sich schnell erhob, Aus fester Wurzel dauernder Stamm, und weit Der Aeste Schatten warf· —

Friedrich, Dein Adlerblick,
Wo war er, da sich regte des Geistes Kraft,
Muth, Flamme, Alles, dem Belohner
Könige sein, es nicht schaffen können.

Nun aber ist das Unerhörte geschehen; „redend im fremden Laut selbst hier mit Deutschen" hat der „Fremdling im Heimischen" die deutschen Künstler aus dem Traum der Vollkommenheit unsanft geweckt.

Unsterblichkeit? die nicht, Du leugnest
Selber das Dasein von ihren Werken!

Schon das war eine Rache für solches Beginnen, erwidert Klopstock — „Die Rache" ist das Gedicht überschrieben — daß auch nach der Feile, die Voltaire an Friedrichs Poesien angelegt („selbst nach Arouets Säuberung") sein Lied „tüdesk" geblieben sei, und er sich das von einem Franzosen habe sagen lassen müssen. Die letzte aber und glühendste —

Und die letzte? Dein Blatt von Deutschlands Sprache!
Die, die Rache ist selbst dem Widerrufe
Nicht vertilgbar; beschleiern,
Thust Du ihn, kann er es nur[10]). —

Mit wehmüthigem Lächeln findet der gute alte Gleim in Halberstadt sich in das Schicksal, mit fast allen deutschen Poeten von seinem Friedrich verkannt zu sein. Dem Letztverstorbenen seiner Freunde, dem Anakreontiker Michaelis, sendet er eine Epistel in den Himmel nach: da „die Musen alle neun" ihn, den Seligen, dem Vernehmen nach „zu ihrem Schreiber angenommen" —

O bäten doch die Musen Dich,
Ein kleines Briefchen aufzusetzen
An unsern König Friederich — —
Und in dem Briefchen das Gesuch:
Er möchte doch die Sprache schätzen,
Die Hermann sprach, ein Held, wie Er!

und nachdem er so unversehens wieder den Bittweg betreten, stellt sich in seinem gut preußischen Herzen

auch gleich die Hoffnung ein, es werde endlich noch gelingen:

Und dann wirst Du nach Potsdam müssen,
Mit eines Reuters schnellstem Ritt!
O, wenn Du reisest, laß mich's wissen,
Vielleicht, mein Lieber, reis' ich mit! [11]) —

In Weimar verzichtet man auf eine Entgegnung. Mit Ruhe sieht man, nachdem die ersten Aufwallungen verwunden sind, der Invasion zu, die es dem großen Könige etwas zur Unzeit gefallen hat in das Gebiet der deutschen Litteratur auszuführen. Man verkennt auf die Dauer weder die Absichten des hohen Verfassers noch seine Gesichtspunkte. Man läßt das Verfehlte auf sich beruhen und äußert sich öffentlich zustimmend zu dem, was unbedingte Zustimmung verdient. Man vergiebt sich nichts, indem man zu dem übrigen schweigt. Eine wahrhaft stolze Bescheidenheit ist es, die sich so vernehmen läßt.

Ihren klassischen Ausdruck hat dieselbe erlangt in Goethes Selbstbiographie. Was dort (besonders im siebenten und elften Buche) von dem Könige und seinem Verhältniß zur deutschen Litteratur gesagt wird, gehört dem Gange der geschichtlichen Darstellung nach einer früheren Zeit an, weist aber über dieselbe hinaus; voll empfunden, gedacht und bewährt ist es erst jetzt, seitdem man sich mit Friedrichs „Endurtheil" auseinandergesetzt. Die deutschen Schriftsteller, so könnte

man gleichnißweise Goethes Meinung ausdrücken, ließen sich an wie Schüler, die ein schlechtes Zeugniß erhalten haben und sich das Wort geben, dem allzustrengen Meister zu beweisen, sie seien besser als ihre Censur. „Daß Friedrich gar nichts von ihnen wissen wollte (heißt es in einem der „Sprüche"), das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen." So war es in der That. Hören wir die erste Stimme, die über Friedrichs Schrift laut wird, jene früheste Besprechung in der Haude-Spenerschen Zeitung, so kommt uns das gleich vernehmlich entgegen: „Jeder Patriot, jeder Deutsche, der in sich höhere Fähigkeit zu fühlen glaubt, wird diesen Theil der Schrift (das abfällige Urtheil über die bisherigen Leistungen) nicht anders widerlegen, als wenn er etwas Vortreffliches hervorbringt, etwas, das würdig sei, von dem Verfasser gelesen zu werden. Weit entfernt, sich durch das Urtheil eines so großen Mannes niederschlagen zu lassen, wird er vielmehr alle seine Kräfte aufbieten, die Erfüllung seiner Hoffnung zu beschleunigen." —

„Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?" — „Wir verziehen ihm seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Litte-

ratoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln" [12]). So könnten allenfalls die Gesellen seines akademischen Lebens in Straßburg gedacht haben; so hat er gedacht mit seinen Weimarer Freunden.

Wirkung in die Ferne.

„Die Materie ist ohne Grenzen", sagt Goethe, indem er von einer Fortleitung seines Gesprächs über die deutsche Litteratur redet; so würde auch die zeitgeschichtliche Betrachtung sich noch weit ergehen können. Auf Vollständigkeit jedoch kommt es hier nicht an. Die in Gegenschriften und Recensionen antwortenden Stimmen sind anderwärts, einige auch von mir, bereits abgehört [1]). Hier sollte das Persönliche hervorgehoben werden; es sollte sich darstellen, wie des Königs Schrift als Ausdruck seiner persönlichen Ueberzeugungen, Wünsche und Hoffnungen auf eine Reihe ausgezeichneter und bedeutender Menschen gewirkt hat, und so der Gegenstand mit Heranziehung ungenutzten Materials von etlichen Seiten beleuchtet werden, die bisher weniger beachtet waren.

So verschieden sich unsere Litteratur in ihren namhaften Vertretern zu Friedrichs Schrift stellt, in dem einen sind alle einig: der König hat die Litteratur nicht unmittelbar, nicht zuthätig und gönnerhaft be-

fördert und gedenkt zur Zeit nicht, sie zu befördern. Einer solchen Beförderung aber bedarf zeitweilig die nationale Kunst und Wissenschaft. Wer wüßte nicht, daß das Verdienstliche oft lange ungethan bleibt, bloß weil nichts dabei zu verdienen ist, und weil die, welche es zu thun im Stande wären, den äußeren Ertrag nicht entbehren können? „Blüht, ihr freundlichen Künste, blüht! Die goldenen Fluthen des Paktolus benetzen euch in Zukunft die Wurzeln", so hatte Friedrich, der Dichter, einst gesungen. Aber dem heiligen Haine der deutschen Kunst und den Wurzeln unserer Litteratur strömte der goldtragende Fluß nicht zu, und Friedrich war kein Krösus. Es war niemand zu verdenken, wenn er sich anderwärts einen Gönner suchte oder träumte. Der Dichter des Oberon dachte an die Beherrscherin aller Reußen, Katharina II., andere hatten den Blick nach Wien gewandt. Dies hätte weitere Folgen haben können in einer Zeit, wo litterarisches und politisches Interesse noch eng verschwistert waren, „Staats- und gelehrte Sachen" in den Köpfen noch nahe bei einander wohnten.

Auf Joseph II. waren schon einmal in den Kreisen deutscher Dichter und Litteraten lebhafte Hoffnungen gesetzt worden. Es hieß, er wolle die hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten nach Wien berufen zur Begründung einer Deutschen Akademie; hier solle Leibnitzens Gedanke einer „unter höherm Schutz stehenden Teutsch-gesinnten Gesellschaft" (ein Gedanke, der seit

dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts immer wieder einmal aufgetaucht war) zur Wirklichkeit werden. Auch Lessing hat, wenn auch nur kurze Zeit, jene Hoffnungen getheilt. Klopstock widmete Joseph II. sein vaterländisches Drama „Hermanns Schlacht"; in der Zuschrift „An den Kaiser" las man die vielsagenden Worte: „Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen." Das war im Herbst 1768. Aber auf das Hoffen folgte das Harren; Klopstock geberdete sich im Hoffen wie im Harren wie ein Jüngling, er hatte auf allgemein gehaltene Zusagen zu viel Werth gelegt. Er, des Worts Ankündiger, fühlte sich persönlich verletzt. In jener Ode vom Jahre 1771, die mit dem Preußenkönige im Namen der Muse rechtet („Die Roßtrappe"), erhebt er den nämlichen Warnruf wie gegen Friedrich auch gegen den jungen Kaiser:

Denn Dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauert)
Hältst Du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von Dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Aber dieser Groll war nicht von Bestand. Als Joseph, nach dem Tode Maria Theresias (1780) Herr seiner Handlungen geworden, in überstürzter Hast die Maßregeln zu Beglückung seiner Völker, mit denen er längst sich getragen, in Vollzug setzte, da wallte ihm Klopstocks, des Freiheitsschwärmers, Herz entgegen.

Den Priester rufst Du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Meisters, machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann, machst den
Juden zum Menschen. Wer hat geendet,
Wie Du beginnest?

so hebt die Ode „An den Kaiser“ an (1781). Mit Thränen des Unmuths gedenkt der Dichter der alten Zeiten, da „uns der Römer Rom zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte“, mit blutigen Thränen aber daran, „daß uns der Römlinge Rom beherrschet; daß Deutschlands Kaiser Bügel des Zelters hielt“, daß Deutschlands Kaiser schmachvoll in Kanossa Buße gethan. Aber vorüber ist diese Zeit, bei Joseph gilt kein Papst und keine Klerisei —

Nun mag der kronentragende Obermönch
Mit allen seinen purpurbemäntelten
Mönchlein das Kanonsrecht, wie weit es
Walte, beschielen. Denn Du wirst sehen!

Vor allem andern macht es das kräftige Auftreten Josephs gegen die Kurie, daß ihm das Herz des protestantischen Dichters zufliegt. Wir haben heute Mühe, uns hineinzuversetzen, oder sage ich hineinzuverjüngen in jene von einer freudigen Zuversicht zu dem Siege der geistigen Mächte erfüllte Zeit. So dachte, so redete man in der Zeit Friedrichs und Josephs, so sangen und redeten auch später noch die Vertreter und Wortführer der deutschen Bildung. Am 4. November 1791 — ich wähle dies eine bezeich=

nende Beispiel — versammelt sich im Palais der Herzogin Mutter Anna Amalia die Weimarer „Freitagsgesellschaft“, alles was zum geistigen Adel der kleinen Residenz gehört. Goethe eröffnet die Sitzung und trägt ein Kapitel aus der Farbenlehre vor. Dann folgt Herder mit einem Vortrage „Ueber die menschliche Unsterblichkeit“. In den neueren Zeiten, führt er aus, ist das Nachleben einer geschichtlichen Persönlichkeit durch den politischen Zustand erschwert; gegen das Alterthum sind wir darin im Nachtheil. „Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europas gar nicht mehr, die wenigsten haben es innerhalb ihrer eigenen Grenzen. .... Friedrich der Große, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit übertrifft, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge den Stempel der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein, so klassisch-berühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und waren.“ Der geschichtlichen Größen ist überdies eine zu große Menge; wer soll, wer kann die „Unsterblichen“ kanonisiren? Doch so sagt der Redner nicht; im Alterthum mit seinen Gedanken verweilend, entnimmt er das Bild von den olympischen Spielen. „Welche Hellanodiken theilen den Kranz (des Nachruhms) aus? Den Augur an der Tiber wird Niemand dafür (für den Preisrichter) erkennen; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Ueberdem ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind

besetzt, und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode.“ So spricht vor nahezu hundert Jahren der oberste Geistliche eines protestantischen Landes, und er hat den Vortrag alsbald drucken lassen[2]; es ist, als wüßte er, des „Kanonsrechtes“ letztes Stündlein werde bald geschlagen haben.

Aus solchen Gesinnungen und aus jener einhelligen Ueberzeugung von Friedrichs Verhalten erklärt sich der Schritt, den wir Herder gleichzeitig oder wohl noch vor Klopstocks Ode (die er, wie es scheint, nicht zu Gesicht bekommen) thun sehen. Auch von ihm giebt es ein Gedicht „An den Kaiser“. Es ist in seinen Werken mit der Jahreszahl 1778 versehen, ein offenbarer Irrthum. Herder hat seine jüngste Preisschrift „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften“ an Joseph II. gesandt, und das Geleitschreiben dazu bilden diese Strophen, die seinen vaterländischen Hoffnungen schwungvollen Ausdruck geben.

O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland,

Und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende Deines Stammes schönste Sache
Auf Deines Rudolfs Thron;

Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft

Zurücke kehren, daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht —
Und nicht beförderte — sich um Dich breiten
Und sein Dein ewig Lied.

Die letzte Strophe schon, wenn sich auch nicht bei der Handschrift des Gedichts ein Vermerk von der Hand Caroline Herders über den Zweck desselben vorgefunden hätte, könnte uns sagen, wann es gedichtet sein muß. Unverkennbar ist der Hinweis auf Friedrichs Schlußwort: Je suis comme Moïse; je vois de loin la terre promise.

Als Herder jenen Vortrag über die menschliche Unsterblichkeit hielt, lag Kaiser Joseph in der Gruft. Längst aber hatte Herder die Hoffnungen begraben, die er einst von ihm gehegt. Wie ein Widerruf fast klingt der Nachruf, den er nun dem Hingeschiedenen widmet. Er steht in den Briefen zu Beförderung der Humanität, der ersten Sammlung (1793), und schon die Stellung zeigt dem Leser, wie es gemeint ist und worauf es hinausläuft. Auf den Brief 6, welcher die Sehnsucht nach einer Einigung Deutschlands ausspricht, „nicht allein in Absicht des Verstandes, sondern vielmehr von Seiten des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung", folgen (7.—9.) jene Stücke

über Friedrich den Großen, deren warme, begeisterte Einleitungssätze ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Darauf (10.) die Ode Klopstocks, und nun ein „elegisches Gespräch nach dem Tode Kaiser Josephs II.“ Ursprünglich war es eine Abhandlung, und nur um dem sehr bestimmten und von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus abgegebenen Urtheil thunlichst alles Verletzende zu nehmen, hat der Verfasser sich entschlossen, die noch immer beliebte Form des Gesprächs bei zweiter Niederschrift zu benutzen, ein Nothbehelf, der doch nichts gefruchtet hat: die Humanitätsbriefe sind wegen des „Gesprächs“ in Oesterreich verboten worden. Unliebsame Wahrheiten enthielt allerdings auch dieses noch genug: vom „Habegeist, leider der ererbten Politik des Habsburgischen Hauses“, von den „verwünschten Eroberungskriegen“ u. s. f. Das Urtheil über Joseph, wie es aus dem Gang der Vergleichung mit Friedrich sich ergiebt, dem sich anzugleichen das Ziel seines höchsten Strebens gewesen war, konnte nicht günstig ausfallen; bei der Zusammenstellung mit dem Könige, der „zu thun wußte“, mußte „der große Wollende“ verlieren. Die Vergleichung ist mit großer psychologischer Feinheit durchgeführt, ein treffenderes Seelengemälde ist schwerlich in jener Zeit von Joseph entworfen worden. „Er wollte das Beste, aber er wollte es als Despot.“ Hier aber geht uns nur sein Verhältniß zur Litteratur und Kunst an. Es mangelte ihm an Delikatesse, sagt

Herder, er hatte keinen Sinn für das, was das Leben schmückt. Doch ich lasse lieber den beiden Freunden das Wort, die sich unter dem Klange des von den Landkirchthürmen zu ihnen herüber hallenden Trauergeläutes über ihn unterhalten.

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er geboren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eigenen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel (zuerst geschrieben: Lumpenhandel) ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in unserer Zeit zu leben; daher auch sein Zeitalter unklassisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm; aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall sein.

B. Friedrich fand die Litteratur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald er nur die Freiheit zu denken nachließ, und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

Auch ein Gespräch über die deutsche Litteratur! „Sie sind aus Friedrichs Zeit,“ hat Herder in diesen Jahren an Gleim geschrieben, „und ich will's auch sein und bleiben.“ Man sieht, wie ehrlich er es mit dem Bekenntniß gemeint hat. Auch mit seinen patriotischen Wünschen und Hoffnungen war er bald zu Friedrich zurückgekehrt; früh genug hatte er erkannt, daß auch Joseph von dem Habegeist der Habsburger besessen war. In der Gründung des Fürstenbundes hat er dann ein glückverheißendes Ereigniß gesehen. Seinem Landesherrn, der sich mit allem Eifer in den Dienst dieses Gedankens — Bundesstaat mit preußischer Spitze — gestellt hatte, wünschte er von Herzen Erfolg. Schien es doch, als ob auch er an seiner Stelle für die Verwirklichung des Einheitsgedankens thätig sein könnte. Die Hoffnung knüpfte sich noch ein Mal an die „Deutsche Akademie“. Nachweislich im Zusammenhange mit jenen politischen Bemühungen ist dieser Plan damals wieder aufgenommen.

Dies geschah durch den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, den Fürsten, welchem jüngst bei Gelegenheit der Heidelberger Jubelfeier ein frischer Kranz gewunden worden ist; nach ihm, als ihrem zweiten Vater, trägt die Ruperto-Carola ihren zweiten Namen. Es war wohl an der Zeit, den edeln Fürsten zu feiern jetzt, da sich erfüllt hat, was herbeiführen zu helfen sein redlichstes Bemühen gewesen ist. Wie Carl August unter den norddeutschen Fürsten, so war

Karl Friedrich im Südwesten der eifrigste Vertreter des Bundesgedankens. In der Pflege der Litteratur hatte er stets ein Mittel zur Stärkung des Gemeingeistes gesehen: so hatte er Klopstock, „den Dichter der Religion und des Vaterlandes", an seinen Hof zu ziehen gesucht (1774), und von dieser Seite hatte ihn Herder schon im Sommer 1770 kennen gelernt, da er als Begleiter eines deutschen Prinzen gen Straßburg reiste. Er preist ihn zu dieser Zeit als „den besten Fürsten, der vielleicht in Deutschland lebe". Von Karl Friedrich erhielt Herder die Aufforderung, sich auszusprechen über Einrichtung und Verfassung einer Anstalt, in welcher die besten geistigen Kräfte Deutschlands sich zusammenschließen könnten zum Wirken für die gemeine Sache. Das Einrichten und Anordnen war ihm eine Lust; doppelte Lust, wenn es einem solchen Zwecke diente. So hat sich denn der Verfasser der „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" daran begeben, seine „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" niederzuschreiben, Ende 1787.

Er beginnt mit der Betrachtung, wie Einheit und Mannigfaltigkeit alle dauernden Werke der Natur und Kunst bezeichne; auch die höchste, schwerste und nützlichste Kunst, die Einrichtung einer Nation zur allgemeinen Wohlfahrt, bestehe in Vereinigung und Auflösung dieses Widerspruchs. An Mannigfaltigkeit hat es unsrer Nation von jeher nicht gefehlt; das Haupt-

gewicht ist somit auf die Einheit zu legen. „Alle Bemühungen, die dahin zwecken, daß die sämmtlichen Völker und Provinzen Deutschlands sich in ihren besten Köpfen, in ihren thätigsten Gliedern einander kennen, verstehen, und in ihren Arbeiten für's Wohl des Ganzen beistehen lernen, sind unsterbliche Wohlthaten für die gesamte Nation". Solchen Bemühungen ist die Zeit günstig. Herder deutet auf die politische Strömung, auf die „geheimen Gesellschaften" (wir stehen in der Zeit der Illuminaten und Rosenkreuzer); sie sind nur deswegen geheim, weil sie nicht wagen dürften, ans Licht hervorzutreten; aber wie sie sind, zeugen sie von einem Zustande der Gährung, „deren Wirkungen man nur dadurch zuvorkommt, daß man die Gemüther der Menschen öffentlich auf allgemeine, bessere Endzwecke leitet".

Diesen Endzwecken also soll die Akademie dienen, eine Art Parlament deutscher Gelehrten und Schriftsteller. Drei Gebiete werden ihrer Thätigkeit zugewiesen: Sprache (und Litteratur), Geschichte und „thätige Philosophie" — nach unserer Ausdrucksweise: praktische Wissenschaften, die „dem letzten und höchsten Zweck", der Nationalbildung und dem Volkswohl dienen (Erziehung der einzelnen Stände, Rechtspflege, Staatswirthschaft u. a.).

Nur in der ersten, der Sprachprovinz, können wir hier verweilen. Wir erinnern uns daran, wie Herder wenige Jahre zuvor sich über die deutsche Sprache

geäußert hat. Daß sie sich im Durchschnitt und überhaupt noch heben müsse und könne, diese Ansicht liegt auch hier zu Grunde. Ihrem Bau und inneren Wesen nach hat sie sich rein und unvermischt erhalten; so gebührt es sich denn, „daß sie sich aufkläre, läutre und befestige, wie sich die Nation in ihrer Verfassung befestigt und aufklärt. Unglaublich viel trägt eine geläuterte, durch Regeln bestimmte Sprache zur Festigung der Denkart einer Nation bei; es ist ein Zeichen, daß wir uns selbst gering achten, so lange wir uns gegen uns und gegen andre Nationen unserer Sprache schämen."

Darauf also zunächst soll die Akademie ihr Absehen richten. Ihre Mitglieder „werden sich nicht nur selbst bemühen, in ihren Schriften Muster der Reinigkeit, Stärke und jener ungekünstelten Einfalt zu werden, die unsre Nation am besten kleidet"; sie sollen auch den Schriften, welche dieses Gepräge tragen, zur verdienten Anerkennung verhelfen. „Vor despotischen Sprachgesetzen wird sie sich mit größter Sorgfalt hüten; dagegen sich desto mehr befleißigen, durch Beobachtungen, Vorschläge und kritische Regeln unserer Sprache die schöne Sicherheit zu verschaffen, an der es ihr im Vergleich anderer Sprachen noch sehr fehlt. Alles, was zur Geschichte der Sprache, zu ihrer Bildung in einzelnen Provinzen, zu ihrer Grammatik, ihrem Stil, ihren Wörterbüchern gehört, wird der Akademie werth sein; und kein Werk des deutschen

Geistes und Fleißes, es sei poetisch oder in Prosa, Uebersetzung oder eigene Arbeit, wird, sofern es die Vollkommenheit unserer Sprache betrifft, ihrer Aufmerksamkeit unwerth erscheinen".

Die Mittel zur Unterhaltung der Akademie, zur Besoldung ihrer ordentlichen Mitglieder u. s. f. sollen die patriotischen Begründer, die Fürsten, darreichen; „es würde dies für sie eine Kleinigkeit sein, und Deutschland könnte sich rühmen, daß nach Jahrtausenden, jetzt zum ersten Mal, seine Regenten aus freier Gnade eine gemeinnützige Anstalt für die Nachkommenschaft gegründet hätten. Es wäre ein neuer und desto rühmlicherer Kranz für die Fürsten und Stände Deutschlands, wenn sie durch diesen patriotischen Beitrag das Versäumniß voriger Zeiten einholten, und vielleicht für ewige Zeiten das erste Institut für den Allgemeingeist Deutschlands gründeten".

Sicher wäre das ein rühmlicher Kranz gewesen. Allein die Zeit war nicht so reif dafür, wie Herder sie wähnt. Der Fürstenbund zerfiel, ehe er noch recht zu Stande gekommen war. Karl Friedrich († 1811) hat noch die Zeiten des Rheinbundes erlebt.

Der „Idee" nimmt das nichts von ihrem geschichtlichen Werthe. Erst nach Herders Tode ist sie an die Oeffentlichkeit gekommen, im Nachlaßband der „Adrastea", 1804[3]); nichts Besseres hätte man damals wählen können zum Zeugniß seines Glaubens an Deutschlands Zukunft. Wie hat doch dieser

Mann den Herzschlag seines Volkes gefühlt, wenn er dessen politische Einigung von einem Zusammengehen auf allen geistigen Gebieten erhoffte und dem stillen Zwange vertraute, mit dem eine gemeinsame Sprache und Litteratur die getrennten Brüder mütterlich zusammenführen sollte! der von dieser geistigen Vereinigung sich „hundert nützliche Folgen“ versprach, „an die man jetzt selbst noch nicht denket!“ Auf diesem Unterbau hat sich in der That der Dom der deutschen Einheit erhoben; es thut nichts zur Sache, ob sich unter Meistern und Gesellen wohlbestallte Mitglieder einer Akademie befunden haben oder nicht: die Freiwilligen, die um ein Gotteslohn haben mitbauen helfen, sind sicher die Mehrzahl — und so soll es ja auch bei den alten Münsterbauten zugegangen sein.

Was hat das alles mit Friedrichs Schrift zu thun? Il y a longtemps, versichert er, que dans mes heures de loisir j'ai reflèchi sur ces matières. So ist es. Am 6. Juli 1737 ist der merkwürdige Brief geschrieben, worin der Kronprinz Friedrich seine Reflexionen über Geist, Sprache und Litteratur seiner Nation dem Franzosen vorträgt, den er vor allen andern verehrte. Dieser Brief an Voltaire ist gewissermaßen die Urgestalt der Schrift von 1781; sie ist hier im Keime angedeutet. Und hier ist alles zeitmäßig treffend. Quant aux Allemands, leur défaut n'est pas de manquer d'esprit. Le bon sens

leur est tombé en partage, leur caractère approche assez de celui des Anglais. Les Allemands sont laborieux et profonds. . . . Si on pouvait les corriger de leur pésanteur et les familiariser avec les Grâces, je ne désespérerais pas que ma nation ne produisit de grands hommes. Damit können in diesem Zusammenhange nur große Schriftsteller gemeint sein. Die Hauptschwierigkeit findet Friedrich in der Unsicherheit des Wortsgebrauchs (qu'on n'a pas fixé l'usage des mots) und er sieht keine Möglichkeit, dem abzuhelfen: comme l'Allemagne est partagée en une infinité de souverains, il n'y aura jamais moyen de les faire consentir à se soumettre aux décisions d'une académie. Dieser Zug ist in der Schrift von 1780 nicht weiter ausgeführt; doch weist diese, indem sie die Nothwendigkeit eines Wörterbuchs betont, ausdrücklich auf die wohlthätige Wirksamkeit der bekannten Academia della Crusca hin, „qui veille à la conservation comme à la pureté du style". In den Lettres sur la Langue et la Littérature Allemande, relatives à l'Ouvrage De la Litt. All. von Leo Gomperz (Danzig 1781), der gewandtesten Erwiderungsschrift und der einzigen, die dem Verfasser einen gnädigen Dank Friedrichs eingetragen hat, wird diesem Gedanken eine praktische Folge gegeben: die Akademie solle die Rechtschreibung regeln, gelehrte Gesellschaften sich der Sprache annehmen u. s. f.

In der Stille hat die „Idee eines patriotischen

Instituts" doch weiter gewirkt. Auch Goethe ist, wie das nächste Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft aus den Akten nachweisen wird, an die Reihe gekommen, sich mit dem Plane einer über Deutschland verbreiteten Gesellschaft für deutsche Sprache und Geschichte zu beschäftigen, und er ist an seiner Stelle mit gutem Muthe dafür eingetreten, zu gleicher Zeit die Brüder Grimm; es war die Zeit nach dem ruhmreichen Ende des Befreiungskampfes. Immer bestimmter ist dann der Gedanke einer deutschen Akademie wieder hervorgetreten.

Am 22. März 1874 hat Du Bois-Reymond in der Akademie der Wissenschaften den Gedanken ihres Stifters von der „unter höherem Schutz stehenden Teutsch-gesinnten Gesellschaft" erneuert. Seine Festrede zu Kaisers Geburtstag handelte „über eine Akademie der deutschen Sprache", genauer gesagt „eine über Deutschland verbreitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Akademie, welche die ersten Schriftsteller und Sprachkenner in sich vereinte und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hätte". In seinen Kreisen und in seiner Weise ist der „Allgemeine Deutsche Sprachverein" bestrebt, das nämliche Ziel zu erreichen. Es hat sich in der Gestaltung unseres nationalen Lebens vieles herrlich erfüllt, was Herder ersehnt und gehofft hat, und vieles in unserem geistigen Leben vollzieht sich still auf dem von seinem Sehergeiste vorgezeichneten Wege. Wer weiß, ob nicht einst

auch jene „Idee" vom Jahre 1787, einem lange verkapselten Samen gleich, aufgeht.

Doch dies gehört der Zukunft an. „Wir erscheinen später, gegen andre Nationen betrachtet", lesen wir in der kleinen, nun hundertjährigen Schrift Herders; „aber wir kommen desto bereiteter und geprüfter". Das erinnert an Friedrichs zuversichtliches Wort: ceux qui viennent les derniers surpassent quelquefois leurs prédécesseurs: cela pourra nous arriver plus promptemement qu'on ne le croit. So ist es gekommen. Es besteht ein Zusammenhang, ein Wechseleinfluß zwischen Wissenschaften und Regierungen (wie man vor hundert Jahren sagte), zwischen geistiger und politischer Macht. Wir haben es erfahren. Den Segenswunsch des Dichters, der „aus Friedrichs Zeiten war", bringt ein großes, geeinigtes Volk dem Kaiser dar, der ihm gegeben hat, wonach es dürstete: den Wunsch, daß Zeiten des Friedens und höchster Cultur sich breiten mögen um ihn und sein Geschlecht, „und sein ihr ewig Lied".

Anmerkungen.

Dichter und König.

In erster Gestalt Sonntags-Beilage Nr. 34 zur Vossischen Zeitung, Berlin, den 22. August 1886, anläßlich des hundertjährigen Todestages Friedrichs des Großen. Die folgenden Aufsätze in den Nummern 35 — 39, 29. August — 26. September. Vieles ist umgestaltet, das vierte und fünfte Kapitel neu geschrieben. An dem Gepräge aber, welches der Anlaß und die nächste Gegenwart gegeben hat, ist mit Absicht nichts geändert.

1 (Seite 5). In einem Aufsatze „Lessings Todtenfeier auf deutschen Bühnen“, Sonntags-Beilage Nr. 29 zur Vossischen Zeitung, 18. Juli 1886, habe ich diese erste Aeußerung deutschen Künstlerstolzes an einigen „Theaterreden“ nachgewiesen.

2 (Seite 6). Die Verse stehen in Monnets Anthologie Françoise als Unterschrift des ersten Bildes im ersten Bändchen, das die ältere Lyrik enthält. Man darf wohl annehmen, daß die bekannte Sammlung dem Dichter bei den Vorarbeiten zur Jungfrau von Orleans vor Augen gekommen ist.

3 (Seite 8). Zur Bewährung des il y a longtemps ist oben S. 98 auf Friedrichs Brief an Voltaire vom 6. Juli 1737 hingewiesen. (I, 78 fgg. Decker). Vierzig Jahre später, den 17. Dec. 1777, schreibt der König an Voltaire (II, 418): Il s'y trouve un comte de Montmorency-Laval, très-aimable garçon que j'ai vu en Silésie. Je me dispute avec lui; il veut apprendre l'allemand; je lui dis que cela n'en vaut pas la peine, parce que nous n'avons pas de bons auteurs, et qu'il ne veut apprendre cette langue que pour nous faire la guerre. Il entend raillerie etc.

4 (Seite 17). Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn 1883. Nr. 16. Revision des Textes und Einleitung von Ludwig Geiger.

5 (Seite 18). Th. Fontane, Wanderungen in der Mark Brandenburg I, 106 fgg., 447 fgg. Rheinsberg. Der große Obelisk. Die Inschriften des Obelisken.

6 (Seite 19). „Die Lettre perdue war an einen gewissen de Lattre, Entrepreneur de la compagnie du sel, und der Anfang, Encore deux lettres perdues an Guichard (Quintus Icilius) gerichtet." Friedrich Roth im Vorbericht zum vierten Bande von Hamanns Schriften. Die Lettre und das zugleich damit an Nicolai gesandte „Selbstgespräch eines Autors" stehen S. 149 fgg., 73 fgg. Nachträge und Erklärungen 8, 200 fgg., 227 fgg.

Die Höfe. I. Weimar und Braunschweig.

1 (Seite 23). Bei der Stelle De la litt. All. p. 69: Le sol qui a produit le fameux Des Vignes, Chancellier

du malheureux Empereur Fréderic II, . . . n'est point epuisé fällt es auf, daß Friedrich den Petrus de Vineis zu einem Deutschen macht. Man vergleiche nun folgende Sätze von Herders Preisschrift (S. 33). „Die Exempel so mancher unglücklichen Kaiser mußten endlich Gedanken wecken, und ewig werde der Name der schwäbischen Kaiser, insonderheit eines Friedrichs II., mit Ehrfurcht genannt, der selbst ein Märtrer der Aufklärung wurde, die er Europa zu geben geneigt war. Sein unglücklicher Petrus de Vineis stand ihm treulich bei" u. s. w.

2 (Seite 30). H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart 1877 S. 24 fgg.

3 (Seite 32). Der Ausspruch „Ein Großer und ich" u. s. w. findet sich in Lessings Brief an Ernestine Reiske. Eine ähnliche Aeußerung im Briefe an Gleim vom 6. Februar 1774, mit Beziehung auf den Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand. Den Wortlaut der letzteren Stelle hat Redlich gesichert, Lessings Briefe, Berlin, Hempel I, 574. 701.

Die Höfe. II. Weimar und Gotha.

1 (Seite 37). Die „Frankfurtische" Recension steht in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1781 Nr. 2. 3. — Anton Friedrich Büsching, Director des Grauen Klosters zu Berlin († 1793), als Gelehrter und Schulmann über Deutschland hinaus berühmt. Die Recension steht in den von ihm herausgegebenen „Wöchentlichen Nachrichten" Berlin, 1780, Stück 50. Vorsichtig, aber doch deutlich genug auch die Anzeige in der Spenerschen Zeitung vom 2. December 1780 (abgedruckt in

Geigers Einleitung S. XXIII. fg.): „Wenn es zuweilen dem deutschen Leser scheint, daß der Verf. seine Sprache zu tief herabsetzt, die neuesten Schriftsteller derselben zu weniger Achtung würdiget" u. s. w.

2 (Seite 38). Mit der „Hierosolymitanischen Antwort" ist Jerusalems Schrift gemeint, auf der drittnächsten Zeile „die lezte" d. h. zuletzt erschienene genannt.

3 (Seite 38). Die „Göttingische Recension", schon am 8. Januar im 4. Stück der „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" (1781. I, 26 fg.) erschienen. Ihr Verfasser ist vermuthlich Christian Gottlob Heyne, der berühmte Philologe der Universität, mit der schönen Litteratur in enger Fühlung, Herders Freund. Ich gebe sie mit einigen Kürzungen.

„Die Grundsätze, von denen der erlauchte Verfasser ... ausgeht, sind wahr und richtig, und zeugen von einem Scharfsinn und von Einsichten, die unter den Göttern der Erden vermuthlich selten anzutreffen sind. Auch die Anwendung auf die deutsche Litteratur ist treffend, ... wenn die Rede von Deutschland ist, was es vor funfzig Jahren und weiter zurück war; in diese Zeiten muß sich der Leser zurücksetzen, und dann bewundert er den großen Geist, der über sein Zeitalter hinausgeht. .... Aber wie sehr beklagt man dann, daß diesem grossen Geist alle Fortschreitung der deutschen Litteratur seit diesen funfzig Jahren, alle die Verbesserungen auf Schulen und Universitäten, fremd und unbemerkt geblieben sind; und daß ein Zeitalter, das dereinst die Nachwelt nach ihm benennen wird, das Zeitalter, in welchem sich die deutsche Sprache fast umgebildet, der Geschmack verfeinert und die Litteratur in so viele Zweige ausgebildet hat, nur von

ihm allein unerkannt bleibt; da doch die Aufklärung zum grossen Theil durch Genies aus seinen eignen Staaten befördert worden ist. — — — Am Schlusse, der mit unnachahmlichem Witze und Geiste geschrieben ist, kündigt der Verf. gleichwohl das güldne Zeitalter unserer Litteratur als sich nähernd an. Wer hätte es uns eher geben, uns alle Mäcene und Auguste ersetzen können, als eben der, welcher in der nämlichen Stelle den Mangel derselben als die Ursache ansieht, warum der Anbruch dieser schönen Tage bisher noch aufgehalten worden ist!"

4 (Seite 45). Der deutsche Text „Philipp II. an Posa" im Goethe-Jahrbuch von 1885 S. 56.

Goethes Gespräch über die deutsche Litteratur.

1 (Seite 56). Herders sämmtliche Werke (Berlin, Weidmann) 24, 254 fgg.

2 (Seite 57). „Von Hemsterhuis geht ein neues Platonisches Gespräch herum in Handschrift: Simon ou des facultés de l'ame: es ist Simon der Lederhändler in Athen, nicht der Lohgärber in Joppe; ich habe aber nichts darinn gefunden, was nicht in seiner Lettre sur l'homme et sur ses rapports schon besser gestanden hat; auch die Grazien des Platonischen Gesprächs fehlen ihm, dünkt mich, gänzlich." Ich setze die Stelle vollständig her zur Erklärung von Goethes Billet an Frau von Stein vom 5. Februar 81: „Wenn mir Knebel nicht schon zuvorgekommen ist, wie ich vermuthe, so wird Ihnen dies platonische Gespräch zum Abende angenehm sein." Die „metaphorische" Deutung auf das Gespräch über die D. Litt., die noch W. Fielitz (I, 486) für möglich hielt, ist damit nun wohl ausgeschlossen.

3 (Seite 59). Hamanns Schriften 8, 193.

4 (Seite 61). Premontvals in der Akademie gelesene Abhandlung „Gegen die Gallicomanie und den falsch-Französischen Geschmack“ (1759) hat Herder schon in den „Fragmenten über die neuere D. Litt.“ (1766) angeführt. Noch in den Briefen zu Beförderung der Humanität kommt er auf den „guten Premontval“ zurück und führt längere Stellen der Vorlesung an. Sämmtliche Werke 1, 186. 18, 152—157.

Herder, Wieland und die Auswärtigen.

1 (Seite 64). Was auf „Heerdienst“ folgt, ist unleserliche Kritzelei, aus der man nur sieht, daß das Ganze auf eine abstruse Anspielung hinausläuft: „sowie (?) Eile (?) & Krit, und seines Göfra (etwa: Götzen?) Mäusim“. Im zweiten „Scherflein“ (Schriften 8, 38) steht zu lesen, daß Luther in der Auslegung des 12. Kapitels Danielis den Engel „thun läßt, als verbräche er das Wort M e ß im Reden williglich, daß ers vor großem Unwillen nicht mag recht nennen M e ß e, sondern spricht Mäusim“. Auch Hamann, scheint es, hat hier vor großem Unwillen seine Worte williglich verbrochen und sich an Dunkelheit selbst überboten.

2 (Seite 65). Joh. Jacob Quandt, geb. 1685, Königlich Preußischer Oberhofprediger u. s. w., ist der einzige Redner, den Friedrich „producirt“ (S. 10). Er hatte ihn in Königsberg 1739/40 gehört. Aus dem, was anläßlich dieser ehrenvollen Erwähnung in der Einleitung von L. Geigers Ausgabe S. IV. fgg. über ihn, den celèbre Quant, und seine Predigten zusammengestellt ist, ersieht man, daß er seiner Zeit genügt hat; i. J. 1780 aber

wird noch mancher andere als Hamann über diese Königsberger Berühmtheit den Kopf geschüttelt haben.

3 (Seite 67). Balthasar Ludwig Tralles, geb. 1708, war mit seinen „Zufälligen altteutschen und christlichen Betrachtungen über Herrn Lessings Nathan der Weise" (1779) unter Lessings Gegner gegangen. „Er beweist Dir weiter nichts, als daß Du kein Christ bist und kein Deutsch kannst," schreibt Lessings Bruder Karl aus Breslau. Lessing erwiderte nichts auf den Angriff, der Gegner war ihm zu alt, sonst würde er „einen bunten Tanz mit ihm verführt haben". Lessings Briefe 1, 800. 801. 2, 1001. Den Inhalt des „Schreibens von der deutschen Sprache und Litteratur, bey Gelegenheit der . . vortreflichen Schrift: über die deutsche Litteratur u. s. w. Breslau 1781" habe ich in einem an die Besprechung von Pröhles Buch „Friedrich der Große und die D. Litteratur" sich anschließenden Excurs angegeben, Zeitschrift für Deutsche Philologie 5, 242 fgg.

4 (Seite 70). Herders sämmtliche Werke 17, 28 fgg., 97 fgg.

5 (Seite 71). „Deutsche Hoheit", Sämmtliche Werke 24, 376 fgg. „Briefe, den Charakter der D. Sprache betreffend 24, 382 fgg." (Nachlaßband der „Adrastea".)

6 (Seite 71. 72). Stellen aus den Humanitätsbriefen, das meiste erst jetzt aus den Handschriften veröffentlicht: Sämmtliche Werke 17, 110 fg. 18, 321 fg.

7 (Seite 72). Sämmtliche Werke 18, 381 (in der Handschrift gestrichene Stelle) 16, 72.

8 (Seite 73). Sämmtliche Werke 11, 120.

9 (Seite 78). „Lessings Tod" — vollständig in dem zur Zeit noch nicht abgeschlossenen Bande 15 der Sämmtlichen Werke, S. 33 fgg.

10 (Seite 79. 80). Stellen aus den Oden: Die Roßtrappe (1771), Die Verkennung (1779), Der Traum (1782), Die Rache (1782). In die Reihe der Entrüstungs-oden gehören noch: Ueberschätzung der Ausländer (1781), Delphi (1782), Der Ungleiche (1789).

11 (Seite 81. 82). Episteln. Von Joh. Wilh. Ludewig Gleim. Original-Ausgabe. 1783 S. 39.

12 (Seite 83). Dichtung und Wahrheit 2, 63. 3, 35 der Hempelschen Ausgabe. Sprüche in Prosa Nr. 514. (19, 112 Hempel.) Zu der ersten Stelle 2, 293 Nr. 227 wie in den „Sprüchen" decken schon v. Löpers Anmerkungen die Beziehung auf die Schrift De la litt. All. auf. Daß in der letzteren „Goethe nicht ganz gerecht gegen den König sei", kann ich nicht finden. Der Spruch giebt getreu die zeitmäßige Wirkung der Schrift wieder.

Wirkung in die Ferne.

1 (Seite 84). Ich verweise, Gegenschriften und Recensionen betreffend, auf die Angaben Geigers in der Einleitung zum Neudruck S. XVI fgg. In dem oben erwähnten Beitrage zur Zeitschrift für Deutsche Philologie 5, 242 fgg. habe ich außer dem Büchlein von Tralles das Sendschreiben Jerusalems und die Lettres sur la Langue etc. von Gomperz (S. 99) zergliedert. Gomperz, gebürtig aus Metz, schreibt unter der Maske eines Franzosen, eines étranger, der die deutsche Litteratur liebt. Er ließ zugleich mit dem französischen Text eine deutsche Uebersetzung erscheinen. Friedrichs Antwort an ihn (6. Sept. 1781) ward zuerst veröffentlicht in Goldbecks Litterarischen Nachrichten von Preußen (1783) II, 232: Les Lettres . . . que vous M'adressez en date du 30 Mai,

Me sont parvenues seulement ces jours-ci; elles renferment des observations justes, qui vous font honneur. Je vous remercie de l'attention, que vous Me témoignés en me les présentant, à la quelle je ne puis qu'être sensible etc.

2 (Seite 89). Herders Sämmtliche Werke 16, 28 fgg. Zuerst in der vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter 1792. Die erste Fassung der Stelle S. 33: „Selbst der ehemals große Augur an der Tiber hat seinen Ruf verloren; er kanonisirt Bettler und Schwärmer; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr hinein. Denn er fände sich dort in zu schlechter Gesellschaft".

3 (Seite 97). Sämmtliche Werke 16, 600—616.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Häusler

Suphan, Bernhard,

Friedrichs des Großen Schrift 'Über die Deutsche Literatur'

Berlin 1888